

Zeitschrift: IQ : Quartalsinfo für Uni und ETH Zürich
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 14 (2006)
Heft: 52

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AZB 8001 Zürich



Quartalsinfo für Uni und ETH

1. Bund

Legi: Elektronische ID
ETH und Uni teilen sich bald eine neue Legi mit eingebautem Chip.
→ Seite 3

Fischer: Nächster Uni-CEO
Der neue Rektor über Geld, Deutsche und Selektionsdruck.
→ Seite 5

Kleider: Style ist alles
Gucci, Prada & Benetton: Wo Studierende ihre Schuluniform kaufen.
→ Seite 5

2. Bund

McKinsey & Co.: Der Bluff
Beratungsfirmen rekrutieren am liebsten an Hochschulen.
→ Seite 15

Mission: Best Coffee at ETH
Ein Kaffeechef stellt sich einer grossen Herausforderung.
→ Seite 16

PROFESSOREN ALS OMNIPRÄSENTE EXPERTEN

Ich bin auch ein Medienstar

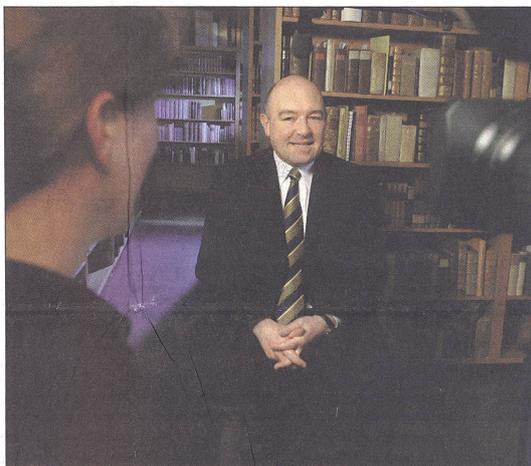
Die Medien verbrauchen massenhaft akademische Expertinnen und Experten auf allen Gebieten. Wer nicht aufpasst, wird als Zitatlieferant kurzfristig berühmt und im nächsten Moment uninteressant. Die Geschicktesten halten ihre Namen dauerhaft im Gespräch. Sie nutzen ihren Expertenstatus, um Einfluss zu nehmen und Geld zu scheffeln. Von Maurice Thiriet

Am Sonntag, 15. Oktober, um 14 Uhr klingelt das Telefon von Daniel Jositsch. Olivia Graf, die Produzentin des «Sonn-Talk» auf Tele Züri, teilt dem Zürcher Strafrechtsprofessor mit, dass die Diskussionsthemen Ostmilliarde und Kampusch-Song kurzfristig aus dem Programm gekippt wurden. Stattdessen werden Pellis Frontalangriff gegen die «Arena» des Schweizer Fernsehens (SF) und die Gebührenerhöhung der SRG Thema sein. Nun ist Jositsch gefordert. Abends im «SonnTalk» wird er seinen ersten TV-Auftritt als Politiker geben. Jositsch hat gerade mal vier Stunden Zeit, ein paar griffige Statements zu den neuen Themen vorzubereiten. Um 18.15 Uhr nimmt Jositsch im Studio Platz und diskutiert die Ereignisse der Woche mit Vertretern der lokalen Politprominenz. Jositsch hat sich innert zwei Jahren einen so klingenden Namen als Experte in Rechtssachen gemacht, dass er mittlerweile aufgrund seiner Bekanntheit im «SonnTalk» auftreten darf. Notabene als SP-Politiker, der bei den Wahlen im nächsten Herbst einen Nationalratsplatz anstrebt.

Leichenbeseitigung und Veloschlösser
Jositschs Präsenz in der Schweizer Medienlandschaft hat in den letzten zwei Jahren deutlich zugenommen. Seit Jositsch 2004 den Lehrstuhl für Strafrecht an der Uni Zürich innehat, gehts rund. Er kommentierte eine SF-Serie über ungeklärte Mordfälle und gibt den Medien bei rechtlichen Fragen Auskunft. Sei es zu Veloschlössern, gestrauchelten Regie-

rungsärztinnen oder zur Leichenbeseitigung in Verbrennungsanlagen. In «Arena» und «Club» auf SF war Jositsch mit fünf Auftritten innert zwei Jahren präsent. «Ein Jositsch für alle Fälle» titelte die «NZZ» treffend. Andere Professoren schossen sich mittels Vorzimmerdrachen vor ungelegenen Medienanfragen ab. Jositschs Sekretärin stattet Journalisten und Journalistinnen ohne Umschweife mit dessen Handy-Nummer aus. So wird der akademische Experte zum Prominenten und kann seine Bekanntheit auch für nicht genuin wissenschaftliche Informationsverbreitung nutzen. Etwa im Wahlkampf. Jositsch sieht diesen Zusammenhang in seinem Fall nicht: «Diese Annahme ist falsch. Mir geht es darum, an der öffentlichen Diskussion im Rahmen meines Fachgebiets, dem Strafrecht, teilzunehmen. Dass in letzter Zeit strafrechtliche Fragen relativ häufig im Licht der Öffentlichkeit stehen, lässt sich ja schlecht planen.»

Wer hoch steigt...
Jositschs Vorgänger als Uni-Medienstar ist der Soziologieprofessor Kurt Imhof. Der Leiter des Forschungsbereiches Öffentlichkeit und Gesellschaft (fög) ist in den letzten zehn Jahren öfter in der Presse aufgetaucht als alle anderen Professoren der Universität und ETH Zürich. Diese Zeiten sind vorbei. Tauchte Imhofs Name 2002 noch über 130 Mal in der Presse auf, bringt er es im laufenden Jahr auf knapp 40 Zitate. Auf den SF-Plattformen «Club» und «Arena» hat sich Imhof dieses Jahr nicht gezeigt.



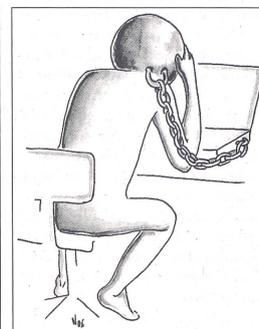
Der Professor in deinem Wohnzimmer: Daniel Jositsch beim Dreh. (Bild: SF)

Laut «Weltwoche»-Medienbeobachter Kurt W. Zimmermann spielen zwei Mechanismen beim Verschwinden von Experten von der Bildfläche eine Rolle: «Zum einen gibt es eine Expertenübersättigung. Dann sagen sich die Journalisten: Ich muss jetzt nicht unbedingt noch ein zehntes Interview mit Imhof machen, ich kann auch einen anderen nehmen.» Die Experten verlieren ihren Neuigkeitswert, wenn sie sich über eine gewisse Zeit zu häufig in den Medien zeigen. Andererseits droht ein Popularitätsverlust, wenn sich Experten nicht auf das Gebiet beschränken, indem sie wirklich Experten sind. «Wenn einer im Themenspektrum zu breit wird und immer über alles Auskunft gibt, dann verliert er seinen Expertenstatus und ist nicht mehr verwendbar», sagt Zimmermann.

Prostitution für die Wissenschaft
Imhof hat eine einfachere Erklärung für seinen medialen Taucher: «Ich habe mich zurückgezogen.» Imhof muss seinen fög zu 80 Prozent über Drittmittel finanzieren. Seine Fernsehauftritte und Quotes haben der Kundenakquisition gedient. Seit das Geld aus der Auftragsforschung fließt, hält Imhof die Füße still. Er gibt nur noch SRG-Medien Auskunft, Anfragen von Privaten nimmt er nicht mehr entgegen. «Die Privaten fragen einfach alles. Die machen das chronisch. Wenn man denen nichts mehr beantwortet, gewinnt man zehn Prozent Lebenszeit», sagt Imhof über die Folgen seines Werbefeldzuges für sein Institut. Dass er seinen Expertenstatus zum Geldscheffeln missbraucht habe, sei ihm nicht vorgeworfen worden. «Es fließt alles in die Grundla-

STUDIENABSCHLUSS

Das verflixte Liz



Sie lauert am Ende des Studiums: die gefürchtete Abschlussarbeit. Alle haben ihre Probleme damit, und später erzählt man gerne davon: Von der 7-Tage-Woche, den nächtlichen Schreibexzessen oder den Computerproblemen. Nur im Nachhinein war alles eigentlich gar nicht so schlimm.

Mit den Bachelor- und Master-Studiengängen wird nun die Lizentiatsarbeit aus den ehrwürdigen Hallen der Alma Mater Turicensis verwiesen. Das iQ widmet aus diesem Anlass der Abschlussarbeit das Schwerpunktthema: Würüber haben Bundesräte Blocher und Merz geschrieben? Mit welchen Themen beendete die TV-Promis Kurt Aeschbacher und Susanne Wille ihr Studium?

Manche treibt die Lizentiatsarbeit sogar zum Studienabbruch. Das iQ schreibt, wie dies verhindert werden kann. Ausserdem: Warum die Universität das Lizentiat überhaupt einführt.

→ Seiten 9 bis 13

genforschung und dafür würde ich noch manches machen», sagt Imhof.

Dauerbrenner Kohler

Georg Kohler braucht sich als Ordinarius für Philosophie nicht zu prostituieren. Weil der notorische Fernsehdiskutierer als Philosoph per definitionem Experte für alle Lebensbereiche ist, läuft er Gefahr, zum Allwetter-Experten zu werden. «Dieses Risikos bin ich mir natürlich bewusst. Deshalb trete ich auch nur in der Öffentlichkeit auf, wenn ich etwas zu sagen habe», sagt Kohler. Als Experte bezeichnet er sich auf den Gebieten der Zeitdiagnostik, Kulturtheorie und Gesellschaftsanalyse. Kohlers Kalkül ist aufgegangen: Er hat sich die letzten zehn Jahre halten können.

Obere Schmerzgrenze

Ein weiterer Akademiker-Promi ist Jakob Tanner, Ordinarius für neue Geschichte. Im Stil des intervenierenden In-

Die sechs Medienlieblinge

1. Daniel Jositsch (98 Treffer)
2. Martin Killias (81 Treffer)
3. Kurt Imhof (54 Treffer)
4. Jakob Tanner (51 Treffer)
5. Georg Kohler (45 Treffer)
6. Albert Stahel (21 Treffer)



Daniel Jositsch (l.), Strafrechtsprofessor am RWI, wurde dieses Jahr am meisten zitiert. Er will in den Nationalrat. Martin Killias (r.), Jositschs Institutskollege folgt auf Rang zwei. Er mischt sich in laufende Debatten um Gesetzesentwürfe ein und lässt die Politiker ihre Arbeit in der «Arena» selbst verrichten.

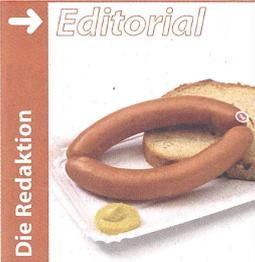


Kurt Imhof (l.) ist Leiter des Forschungsbereiches Öffentlichkeit und Gesellschaft (fög) und Vorsteher des soziologischen Instituts. Der einstige Rent-a-Quote hat sich zurückgezogen. Jakob Tanner (r.) ist Professor für neue Geschichte und als intervenierender Intellektueller ohne Halbwegszeit.



Georg Kohler (r.) ist Philosophieprofessor und verbreitet seine Medientransformationstheorie über alle Kanäle. Albert A. Stahel (l.), Strategieexperte, kommt bei allen grossen internationalen Krisen zum Vorschein. Betreibt neu auch Auftragsforschung an seinem eigenen Institut für strategische Studien.

Das Ranking basiert auf der Anzahl Treffer in der Schweizer Mediendatenbank (letzte 12 Monate). Siehe auch Grafik auf Seite 2.



Die Wurst hat 2

Würste und die iQ-Redaktion verbindet mehr als gemeinhin angenommen wird. Einerseits sind alle etwas ähnlich, aber doch grundverschieden in der Art. Andererseits lässt sich die – rein optische – Parallele zwischen einem St.-Galler-Schüblig und einem über die Tastatur gebeugten iQ-Redaktionsmitglied nicht von der Hand weisen. Eine klare Unterscheidung lässt erst die berühmte Senf-Frage zu: Während die Redaktion ihren Senf dazugibt, wird dieser der Wurst dazugegeben. Wie die Wurst, hat auch die iQ-Redaktion zwei Enden. Unser blondestes und dienstältestes Mitglied Christian Hänggi, aka Tschäse, verlässt uns mit dieser Nummer. «Drei Jahre Arbeit in der Würstlibude reichen Ich will höher hinaus!», liess er gegenüber der Presse verlauten. Gleichzeitig nimmt Sarah Genner den Hut vom Kleiderständer der Redaktion. Sie wird sich dem Verfassen der sagenumwobenen Liz-Arbeit widmen (siehe auch Sonderteil ab Seite 9).

Fortsetzung von → Seite 1

telekuellen bemüht er sich auch schon mal aktiv um Öffentlichkeit: «Ich versuche, über das zu schreiben, was ich selber wichtig finde, und diese Beiträge den Redaktionen anzubieten. Das gelingt ganz gut.» Den medialen Overkill braucht der Elite-Intellektuelle Tanner nicht zu fürchten. Journalisten verbrauchen nur solche Experten, die wissenschaftliche Zusammenhänge in verständlicher Sprache erklären. Das ist nicht Tanners Stärke. Er lässt durchblicken, dass sich die Redaktionsleiter beklagen, seine Beiträge seien für durchschnittlich gebildete Leser an der «oberen Schmerzgrenze».

Handy ausgeschaltet Populärer ist der Strategieexperte Albert A. Stahel, bis vor kurzem Dozent für strategische Studien an der Militärakademie der ETH und ist neu Leiter seines eigenen Instituts. Er kommt zum Zug, wenn irgendwo im grösseren Stil politische Krisen angesagt sind. Wenn Stahel über 9/11 oder Irans Atombombe doziert, bleibt man ohne Fragen zurück. Stahels Selbstvermarktung hat nie imhof-sche Dimensionen erreicht. Dennoch musste er laut Zimmermann in letzter Zeit einen Popularitätsrückgang hinnehmen. «Vermutlich hat er diese hanebüchenern Verschwörungstheorien zu 9/11 warmgehalten, um so wieder Me-

dienpräsenz zu generieren» sagt Zimmermann. Über einen Popularitätsrückgang kann sich Stahel allerdings nicht beklagen: «Bei grossen internationalen Krisen muss ich das Handy manchmal ausschalten.»

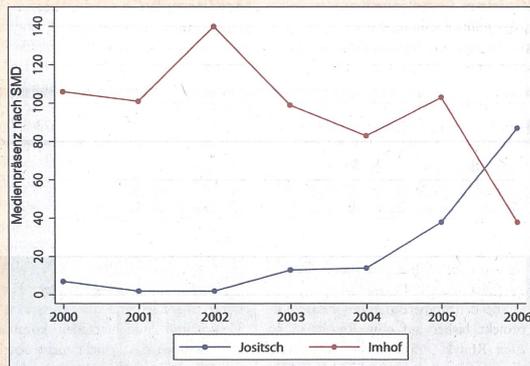
Hemdsärmeliger Weibler

Auch Jositschs Kollege Martin Killias sucht die Medienöffentlichkeit. Der Kriminologe und Strafrechtler hatte im laufenden Jahr neben Jositsch die grösste Medienpräsenz. Sein Anliegen ist das Einbringen kriminologischer Forschungsergebnisse in gesetzgeberische Kontroversen, wie aktuell zum Waffengesetz. Wenn Killias einen Rat gibt, fusst

dieser auf einer Studie. Die hat er nicht irgendwo gelesen, sondern selbst verfasst. Ansonsten gibt Killias den Ball weiter: «Ich erhalte viele Anfragen von Journalisten, die ich weiterleite, wenn mir jemand bekannt ist, der auf dem fraglichen Gebiet geforscht hat.»

Daniel Jositsch hatte am Sonntag, 15. Oktober, keine Zeit mehr, sich fundiertes Wissen zu den Themen des «SonnTalk» anzueignen. Dennoch machte er eine gute Figur. Die geplante Erhöhung der SRG-Gebühren analysierte der Noch-Rechtsexperte und künftige Nationalrat messerscharf: «Wenn es gerechtfertigt ist, dann finde ich das zweckmässig.»

Medienpräsenz: Jositsch vs. Imhof



Die Grafik illustriert den unaufhaltsamen Aufstieg von Strafrechtsprofessor Daniel Jositsch als fragten Experten in Sachen Strafrecht. Im gleichen Zeitraum sank die Medienpräsenz des Soziologieprofessors Kurt Imhof signifikant.

Kompetente Auskünfte

- Leichenbeseitigung**
«Es ist schwierig, eine Leiche vollständig zu beseitigen.»
Daniel Jositsch im «Tages-Anzeiger»
- Scharlatanerie**
«Grundsätzlich ist das Verbreiten von Unsinn nicht strafbar.»
Daniel Jositsch im «Beobachter»
- Sex mit Behinderten**
«Grundsätzlich hat jede Person die Freiheit, sich zu verlieben und sexuelle Beziehungen zu pflegen.»
Daniel Jositsch im «Tages-Anzeiger»
- Immer richtig**
«Die Aktion muss allerdings verhältnismässig sein.»
Daniel Jositsch im «Tages-Anzeiger»

- Big Brother**
«Es ist doch meistens so, dass die, die intrigant sind, vom Publikum nach Hause geschickt werden.»
Kurt Imhof in der «SonntagsZeitung»
- Exegese**
«Ich habe mich schon immer gefragt, woher die Asymmetrie im zehnten Gebot kommt. Dem Mann ist es verboten, die Frau seines Nachbarn zu beghehen. Der Frau ist es aber nicht verboten, den Mann der Nachbarin zu besuchen.»
Kurt Imhof im «Blick»
- Bundesrat Blocher**
«Die vorgeschlagene Variante, Blocher und ein linientreuer Schmid im Bundesrat oder sonst gar kein SVP-Bundesrat, fällt aus.»
Kurt Imhof in der «Südschweiz»

Impressum

iQ – Quartalsinfo für die Studierenden von Uni und ETH Zürich. Erscheint vierteljährlich, 13. Jahrgang, Auflage 33 000.

Ausgabe Nr. 52 vom 27. Oktober 2006

Herausgeber: medienverein zs (mvzs) AIESEC Zürich, Fachverein Geschichte, Fachverein Mathematik, Fachverein Medizin, Fachverein Pädagogik, Fachverein Politikwissenschaft (polit), Fachverein Psychologie (FAPS), Fachverein Theologie, Germanistinnen Fachschaft (GIFT), ROSA – Zeitschrift für Geschlechterforschung, Students.ch, Umwelt- und Forstfachverein ETH Zürich (ufo), Verband Schweizerischer Studentinnenschaft (VSS), Vereinigung Akademischer Mittelbau der Universität Zürich (VAU2), zart & heftig

Redaktion: iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich, Telefon: 044 261 05 54 E-Mail: iq@mvzs.unizh.ch Ajuni Burk (aju), Sarah Genner (sag), Vanessa Georgoulas (van.), Christian Hänggi (chh.), Lukas Mäder (mdr.), Maurice Thiriet (thi.)

Verlag: medienverein zs, Zürich

Mitarbeit Text: Katja Baigger, Joel Bedetti, Michael Koller, Ylva Linn Lillegren, Irène Perrin, Bettina Wille, Joëlle Zimmerli

Mitarbeit Bild: Katja Baigger, Chloe Mathus, Jan Spitz, Andi Teuscher, Joëlle Zimmerli

Illustration: Nicola Condoleo

Korrektur: Joel Bedetti, Joëlle Zimmerli

Druck: NZZ Print, Zürich.

Geschäftsleitung: Steven Goodman Telefon: 044 261 05 54 Dienstag: 14 – 16 Uhr E-Mail: admin@mvzs.unizh.ch

Inserate: Peter Kramersberger Telefon: 044 261 05 54 Montag und Donnerstag: 13 – 17 Uhr E-Mail: inserate@mvzs.unizh.ch

Nachdruck von Texten oder Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion gestattet. Ungefragt eingesandte Beiträge sind erwünscht. Ebenso Leserbriefe, Tipps und Hinweise aus der Bevölkerung.

GENDER POLICY DER UNIVERSITÄT

Guideline für Gleichstellung

35 Jahre nach der Einführung des Frauenstimmrechts und 10 Jahre nach Inkrafttreten des Gleichstellungsgesetz sollte die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Schweiz eigentlich vollzogen sein. Dennoch hat die Universität Zürich einen «Verhaltenskodex Gender Policy» erlassen, um zur Gleichstellung an der Universität zu animieren. Von Ajuni Burk

Um die Gleichstellung von Mann und Frau steht es, gesetzlichen Grundlagen zum Trotz, schlecht. Dieser Befund ist weder neu noch lässt er sich für die Universität Zürich widerlegen. Im Gegenteil, die Statistik vom Wintersemester 2005/06 zeigt: Je weiter es hinaufgeht auf

jeder wissenschaftlichen Hierarchiestufe, begegnet werden? Rektor Hans Weder hat im Auftrag des Universitätsrates und in Zusammenarbeit mit der Gleichstellungskommission, diversen Arbeitsgruppen und Fachpersonen einen «Verhaltenskodex Gender Policy» mit Umset-

In dieser Stärke der Gender Policy ortet Maurer gleichzeitig eine Schwäche: «Durch den Empfehlungs- und Ermüthungscharakter wird die Policy nur dann umgesetzt, wenn Einzelpersonen sich dafür einsetzen.»

Konkrete Forderungen nötig

Damit spricht sie ein zentrales Problem an, welches auch Arja Laubacher, die ehemalige studentische Vertreterin im Kompetenzzentrum Gender Studies, sieht: «Wie jede Guideline muss die Gender Policy angewendet werden, d.h. in der konkreten Situation muss sich jemand daran erinnern und andere zur Einhaltung verpflichten.»

Maurer sieht die Gefahr, dass die Universität sich nun auf den Lorbeer der Gender Policy ausruht und den Absichtserklärungen keine Taten folgen lässt, fügt aber hinzu: «Einer rhetorischen Gleichstellung wird mit einem Gleichstellungsmonitoring begegnet. Verschiedene Fachstellen erarbeiten momentan ein Konzept für eine Erhebung und Auswertung systematischer Daten zur Gleichstellung an der Universität.» Laubacher betont die Wichtigkeit dieser Massnahme: «Die Gefahr, dass die Policy zum Papiertiger verkommt, spricht nicht gegen diese, sondern für eine Konkretisierung und regelmässige Überprüfung, inwiefern die Zielsetzungen erreicht wurden.»

Bei Maurer und Laubacher herrscht vorsichtige Zuversicht, dass die Gleichstellung an der Uni dank der Gender Policy Fortschritte machen wird. Der Eindruck, dass kürzlich eine grosse Chance vertan wurde, bleibt: Mit der Wahl von Prof. Dr. Ulrike Ehlert zur neuen Rektorin hätte die Uni im Juli 2006 zeigen können, dass es ihr tatsächlich ernst ist mit der Gleichstellung der Geschlechter.

www.unizh.ch/admin/genderpolicy

ZIGARETTEN

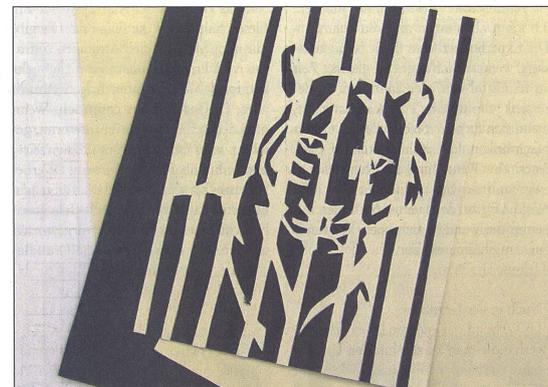
Frische ETH-Luft

Die ETH lässt sich das neue Rauchverbot 180 000 Franken kosten. Noch ist unklar, wie das Geld verwendet wird. Von Joel Bedetti

Der Beschluss der ETH-Leitung, den Tabakkonsum aus den 200 Räumlichkeiten der Hochschule zu verbannen, tritt am 1. Oktober in Kraft. Es sei eigentlich nur der zweite Schritt nach den ersten Massnahmen vor rund vier Jahren, kommentiert ETH-Sprecher Rolf Probal den Entscheid der Schulleitung. Damals wurde das Rauchen in den Räumen der Hochschule auf eigens eingerichtete Nischen beschränkt.

Die gesellschaftliche Entwicklung in den letzten Jahren habe den Vorgang zweifelos beschleunigt, meint Probal. «Rauchfreie Zonen setzen sich überall durch.» Um das totale Verbot kommunizieren und umsetzen zu können, bewilligte die Schulleitung einen Dachkredit von 180 000 Franken. Wie das Geld eingesetzt wird, ist noch nicht vollständig geklärt. «Es müssen bauliche Massnahmen getroffen werden», so Probal. Mit einer Kampagne sollen Studierende informiert und sensibilisiert werden. Wie diese aussehen wird, weiss auch der ETH-Sprecher noch nicht. Es sei zudem nicht sicher, ob für die Massnahmen der ganze Kredit beansprucht werden müsse.

Wurden die Studierenden für den Entscheid konsultiert? «In diesem speziellen Entscheid nicht», sagt Probal. Vertreter der Studierenden hätten aber immer wieder den Wunsch einer rauchfreien ETH geäussert. Der Präsident des Vereins der Studierenden der ETH, Alex Rudyk, meint dazu: «Der Entscheid der Schulleitung erfolgte autonom. Man wollte wahrscheinlich der Universität nachziehen.» Die meisten Studierenden begrüssen die Massnahme jedoch, weil die bisherigen Rauchzonen ungeschickt angelegt gewesen und Nichtraucher weiterhin in Mitleidenschaft gezogen worden seien.



Wird die neue «Gender Policy» zum Papiertiger? (Bild: C. Mathus / J. Zimmerli)

den Hierarchiestufen der Uni Zürich, desto geringer der Frauenanteil. Stellt das weibliche Geschlecht bei den Erstsemestrigen universitätsweit mit 57.8% die Mehrheit und schwingt auch bei den Studienabschlüssen mit 55.7% obenaus, so stellen Frauen nur 47.6% der Doktorierenden, 31.8% der Oberassistenten und 14.7% der Professorinnen und Professoren.

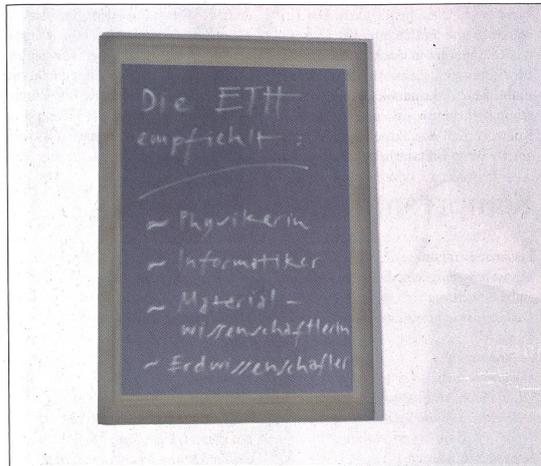
Wie kann dieser «leaky pipeline», diesem Verlust qualifizierter Frauen auf

zungsmaßnahmen erarbeitet. Elisabeth Maurer, die Leiterin der «Unifrauenstelle – Gleichstellung von Frau und Mann», sieht das Ziel des Kodexes darin, «die Angehörigen der Universität Zürich für das Thema Gleichstellung zu sensibilisieren und sie für dessen Umsetzung in universitären Alltag zu animieren. Gleichstellung soll nicht via Reglementierung und Verboten erreicht, sondern mittels Ermunterung und Eigeninitiative gefördert werden.»

STUDIENANFÄNGER IM BERATUNGSGESPRÄCH

Die ETH empfiehlt

Ab diesem Semester müssen an der ETH Studienanfänger in Maschinenbau und Physik zum Eignungsgespräch antraben. Doch vom Studium ausgeschlossen wird damit niemand. Das Pilotprojekt soll vielmehr einen Beratungsservice bieten und kostspielige Studienabbrüche verhindern. **Von Joel Bedetti**



Unverbindliches Eignungsgespräch an der ETH. (Bild: chh/sag)

An der ETH brechen durchschnittlich ein Drittel aller Studierenden ihr Studium ab oder wechseln die Fachrichtung. Eine Untersuchung am Departement Maschinenbau hat festgestellt, dass meist Motivationsproblemen und falschen Vorstellungen über den Studiengang Grund dafür sind. Durch solche «Fehlinvestitionen» geht nicht nur teures Geld verloren. «Die Studienabbrüche tragen mit ihrer Enttäuschung auch ein schlechtes Image der Hochschule nach aussen», sagt Jadwiga Gabrys, zuständig für Kommunikation beim Pilotprojekt Academic and Career Advisory Program (ACAP). Das Beratungsprogramm ACAP soll die Studierenden in allen Phasen ihres Hochschulstudiums beraten und begleiten. Im Mai 2005 gab die Schulleitung grünes

Licht für ein vierjähriges Pilotprojekt, das auf die Departemente Maschinenbau und Physik beschränkt ist. Es erfasst rund ein Fünftel aller ETH-Studierenden. Wurde letztes Jahr nur auf freiwilliger Basis ein halbtägiger Workshop angeboten, so ist dieser Workshop für Neueinsteiger ab diesem Semester obligatorisch. Es hatte sich laut Gabrys gezeigt, dass in erster Linie die bereits motivierten und gut informierten Studienanfänger diese Dienstleistung freiwillig in Anspruch nahmen, während die möglichen Problemfälle der Beratung fernblieben.

Für Grünschnäbel und alte Hasen Der Workshop besteht aus einer halbtägigen Einführung zum Studiengang sowie Gesprächen mit einem älteren Stu-

dierenden und einem Berater des jeweiligen Studienganges. Danach kann sich der angehende Student freiwillig einem Denktest unterziehen. Die Beratung mündet schliesslich in eine unverbindliche Empfehlung für oder gegen den Studienbeginn im gewünschten Fach.

Im Visier hat das Projekt jedoch nicht nur die Grünschnäbel. Auch während des Studiums sollen die Berater den Studierenden für individuelle Unterstützung zur Verfügung stehen. Besonderes Augenmerk wird auch auf den Übergang ins Berufsleben gelegt. Hier verlangt die ETH eine aktive Rolle der Unternehmen, welche sich den Studierenden in höheren Semestern vorstellen sollen. Mit diesem Massnahmenkatalog soll die Erfolgsquote der ETH-Studierenden um zehn Prozent erhöht werden, sagt Gabrys.

Positive Resonanz auf Beratung

Die Kosten für ACAP trägt neben der Schulleitung hauptsächlich Branco Weiss, der als Mäzen seiner ehemaligen Ausbildungsstätte bereits das Projekt «Science City» mit 23 Millionen Franken unterstützt. «Gerade bei den Beratungsleistungen für die Berufseinsteiger erwarten wir aber auch die finanzielle Beteiligung der Wirtschaft», so Gabrys.

Bei den Studierenden stosse das Pilotprojekt bisher auf gute Resonanz, so Alex Rudyk, Präsident des Verbandes der Studierenden an der ETH (VSETH) «Wir unterstützen die Bemühungen, die Studierenden vor ihrem Studienbeginn zu beraten und ihnen ein möglichst ehrliches Feedback über ihre Eignung mitzugeben», sagt Rudyk. Selektionen lehnt der VSETH jedoch ab. Laut Jadwiga Gabrys ist die Einführung des ACAP keinesfalls der erste Schritt hin zu verbindlichen Studienempfehlungen. «Selektionen widersprechen der Philosophie des ACAP, welche auf Beratung und Unterstützung basiert.»

www.acap.ethz.ch

ETH UND UNI VEREINT

Die 2-für-1-Legi

Im Frühjahr 2008 wollen ETH und Universität eine gemeinsame Legi mit Chip einführen. Die Funktionen werden zu diesem Zeitpunkt noch beschränkt sein, doch später soll die Legi als elektronisches Portemonnaie dienen – eventuell sogar an anderen Universitäten. **Von Lukas Mäder**

Eine Berner Studentin besucht während eines Semesters eine Veranstaltung in Zürich. Dank dem Chip auf ihrer Berner Legi kann sie abends den Übungsraum betreten und den Automatenkaffee bezahlen. Dieses Szenario wird noch einige Zeit Zukunftsvision bleiben. Doch den Grundstein dafür wollen ETH und Universität bereits im nächsten Jahr legen.

Heute besteht erst ein Vorprojekt für einen gemeinsamen Ausweis von ETH und Universität. Dieser soll nicht nur den Studierenden als Legi dienen, sondern auch Mitarbeitende und Dozierende ausweisen. Der Ausweis im Kreditkartenformat enthält einen Chip zur Identifikation des Inhabers sowie ein wiederbeschreibbares Feld, auf dem die Immatrikulation zu Semesterbeginn aufgedruckt wird.

Elektronisches Portemonnaie erst später

In einer ersten Phase dient die neue Legi als optischer Ausweis, als Bibliothekskarte sowie zur elektronischen Zugangsberechtigung vor allem für ETH-Angehörige. Später können weitere Funktionen wie das bargeldlose Bezahlen in Mensa und Studentenläden kommen. «Wir wollten das Projekt nicht überladen, weshalb wir diese Funktion in der ersten Phase bewusst ausgeklammert haben», sagt Markus Schaad, Vorprojektleiter der Universität. Technisch ist die Möglichkeit zwar vorgesehen, aber die Initiative müsste von der Zentralstelle, Mensa-Betreibern und anderen Anbietern kommen, die auch die Investitionen übernehmen müssten.

Möglichst bald soll ausserdem die Rektorenkonferenz CRUS schweizweite Minimalstandards erlassen. Denn nicht nur in Zürich planen die Hochschulen Chip-Legis, auch die Berner und einige Westschweizer Universitäten befassen

sich damit. Die Eidgenössische Technische Hochschule Lausanne hat kürzlich bereits einen neuen Ausweis eingeführt. Noch ist schweizweite Kompatibilität im Bereich Identifikation und Autorisation möglich und nötig. Ansonsten wird sich die Türe für die Berner Studentin in Zürich nie öffnen.

Entscheid bis Ende Oktober

Der nächste Schritt von der Zukunftsvision zur Verwirklichung ist die Zustimmung der ETH-Schulleitung und der Universitätsleitung. Sie sollen noch Ende Oktober entscheiden. Danach folgt die öffentliche Ausschreibung nach WTO-Standard. «Ich hoffe, dass dies bereits im Januar 2007 geschieht», sagt Giorgio Broggi, Projektleiter der ETH. Denn bis Ende 2007 muss das Projekt realisiert sein. Die neue Legi soll bereits im Februar 2008 zu Beginn des Frühjahrssemesters funktionieren.

Über die Kosten kann Schaad noch nichts sagen. Das sei erst nach der Ausschreibung klar. Neben den teureren Herstellungskosten sieht er auch Einsparungsmöglichkeiten: Heute ist für die Ausweise der Mitarbeiter und Dozenten noch viel manuelle Arbeit nötig. Zudem brauchen in Zukunft nicht mehr alle Studierenden jedes Semester eine neue Legi, sondern nur jeweils die Studienanfänger.

Uni und ETH optisch vereint

Ein wichtiger Punkt der neuen Legi ist die optische Erscheinung. Sie soll eine Zürcher Legi sein. Angehörige der ETH und Universität werden sich nur durch die Beschriftung unterscheiden. «Es soll ein Sujet geben, das Zürich als Hochschulstandort zeigt», sagt Broggi. Noch ist das Layout nicht bekannt. Die Schulleitungen werden darüber entscheiden.

VIEL GELD, WENIG HÖRER

Studentisches Radio mit beschränktem Radius



ETH-Radio: Chef Urs Breu im Studio. (Bild: Joëlle Zimmerli)

Seit rund zehn Monaten sendet das erste ETH-Radio – allerdings nur auf dem Internet. Bis anhin hat die Einrichtung der Sendestrukturen 15 000 Franken gekostet. Die Hörerzahlen bewegen sich dagegen nur im zweistelligen Bereich. **Von Joel Bedetti**

Angetreten waren die Macher des ETH-Radios letzten Herbst mit dem Ziel, Studierenden eine Plattform für ein eigenes Radioprogramm zu bieten. Vorerst wollte man einschlägige Musiksendungen über das Internet senden. Dies sollte spä-

ter mit Wortbeiträgen ergänzt werden. Längerfristig visierte Radius gar eine UKW-Frequenz an. Mit Unterstützung des Stadtzürcher Lokalradios Lora wurde eine erste Moderatoren Ausbildung durchgeführt. Die Studentische Organi-

sation für Selbsthilfe an der ETH (SOSeth) konnte als finanzkräftige Geldgeberin gewonnen werden. Seit Anfang 2005 wurden Einrichtungen im Wert von rund 15 000 Franken gekauft.

Jedes Semester erhält Radius zusätzlich ein Budget vom SOSeth für Ersatz und Neuananschaffungen. Zwischen April und Oktober dieses Jahres sind 4000 Franken budgetiert – der Gesamtetat der studentischen Selbsthilfeorganisation liegt bei rund 28 000 Franken pro Semester. Den Raum für das Studio stellte der Verband der Studierenden an der ETH (VSETH) zur Verfügung. Somit seien sie eines der wenigen Internetradios mit eigenem Studio, sagt der Chef des Radius-Teams, Urs Breu.

Noch in der Grauzone

Im Verbund mit anderen Internetsendern verhandelt man zurzeit mit den Urheberrechtverbänden IFPI und SUISA über die Rechte an den gesendeten Musikstücken, für welche gewöhnlich jedes Radio zahlen muss. Die finanziellen Vorstellungen der beiden Organisationen seien jedoch unrealistisch, meint Breu. Rechtlich befinde man sich darum momentan in einer Grauzone.

Inzwischen sendet das Studio an der Universitätstrasse rund um die Uhr. Abends live, tagsüber meist Wiederholungen. Für Wortbeiträge sei die Belegschaft – 25 aktive Benutzer des Studios, davon bilden sieben das Kernteam – noch zu klein, sagt Breu. Man sei aber daran, mit der offiziellen Publikation

«ETH-Life» die Grundlagen für professionelle Nachrichtensendungen und Reportagen zu schaffen.

Wenig Zuhörer

Im Schnitt hören laut Urs Breu rund fünf bis dreissig Leute die Sendungen von Radio Radius. Er führt diese tiefe Zahl hauptsächlich darauf zurück, dass zu wenige Studierende überhaupt um die Existenz des Senders wissen. Besonders an der Universität scheint es grossen Nachholbedarf in Sachen Werbung zu geben. In Zukunft wollen sich die Radiomacher der ETH deshalb in der Hörerakquisition vermehrt auf den universitären Nachbarn konzentrieren. Mit Rundmails und Flyer-Aktionen steigen laut Breu die Hörerzahlen kurzfristig deutlich und fallen dann auf ein Niveau zurück, welches etwas höher als am Anfang ist.

Die Hälfte der ETH-Studierenden müsste den Sender inzwischen aber kennen, schätzt Breu. Der Radiovorsteher ist zuversichtlich, die Zuhörerzahl in kleinen Schritten stetig zu erhöhen. Zunächst sei aber noch viel PR-Arbeit angesagt. «Es braucht relativ lange, bis so etwas zum Selbstläufer und mit Mundpropaganda verbreitet wird.» Trotz den niedrigen Hörerzahlen und dem stattlichen Budget stehe der Verein SOSeth hinter ihrem Radio.

Radius als Sprungbrett

Eine spezielles Format von Radio Radius heisst «Open Mic». Jeden Mittwoch steht das Studio den Studierenden frei –

jedermann kann sich als Moderatorin oder Moderator versuchen. Nach einer kurzen Einführung hantieren die DJ-Grünschnäbel bereits selbst an Mischpult und Mikrofon. Die Resonanz auf das «Open Mic» bleibt vorerst dürftig. «Die Leute meinen, es sei schwieriger, eine Radiosendung zu machen, als es tatsächlich ist», konstatiert Breu. Kann Radius als Sprungbrett für die professionelle Radiokarriere dienen? «Wer sich weiterbilden möchte, dem geben wir die Möglichkeit», meint der Chef des Radioteams. Im nächsten Wintersemester würde man einen Moderationskurs anbieten. «Aber die Stellen für Radiomoderatoren in der Schweiz sind begrenzt», gibt Breu zu bedenken.

UKW-Probezeit im Herbst?

Trotz der momentanen Schwierigkeiten plant das Radius-Team bereits den nächsten Schritt in Richtung professionelles Radio: Einen Sendeplatz im analogen Äther. Eine feste UKW-Frequenz sei ein politischer Entscheid des Bundesamts für Kommunikation, meint Breu. Dazu würde man die volle und aktive Unterstützung beider Hochschulen benötigen. Soweit sei es noch nicht. Im Fadenkreuz hat das Radio jedoch eine UKW-Testfrequenz. Es hätte im Rahmen dieser Testfrequenz Zeit, einen Monat lang auf UKW zu senden. «Wir peilen dafür der Spätherbst dieses Jahres an», sagt Breu.

Anklicken und reinhören: <http://radio.ethz.ch>



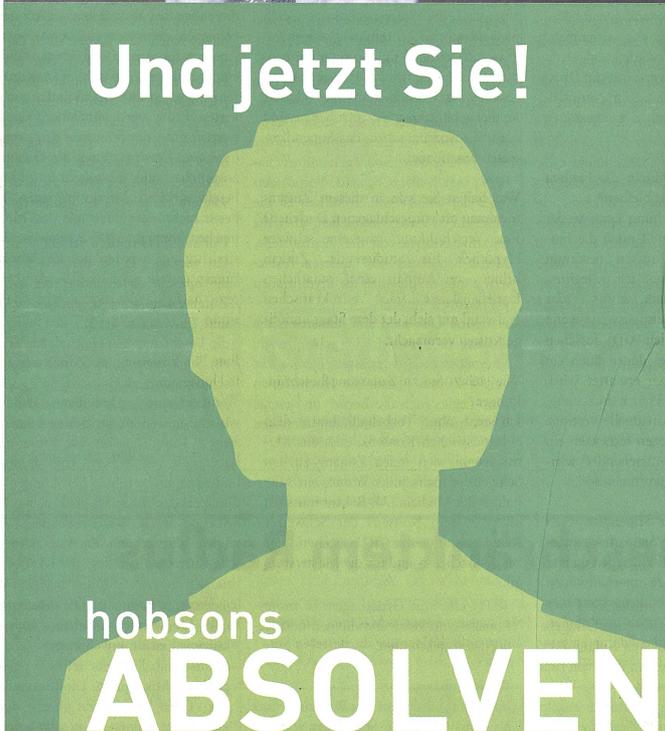
Job gefunden!

Silvan Winkler
Auf dem Kongress: Student
der Arbeits- und Organi-
sationspsychologie
Heute: Career Starter
bei Credit Suisse



Job gefunden!

Medea Imboden
Auf dem Kongress: Studentin der
Kommunikation und Informatik
Heute: Junior IT Auditor
bei KPMG



Und jetzt Sie!



Job gefunden!

Rico Iten
Auf dem Kongress: Student des
Werkstoffingenieurwesens
Heute: Entwicklungsingenieur
bei ALSTOM

hobsons
ABSOLVENTEN
KONGRESS

14. Dezember 2006, Zürich

- › Mehr als 80 Firmen erwarten Sie
- › Informieren Sie sich über Ihre Wunscharbeitgeber und knüpfen Sie Kontakte
- › Bewerben Sie sich direkt um ein Praktikum, eine Traineeestelle oder einen Direkteinstieg

Infos und kostenlose Anmeldung unter
www.absolventenkongress.ch

hobsons 
Die Karriere-Spezialisten

Besuchen Sie auf dem Kongress:  CREDIT SUISSE

 KPMG

 UBS

DER NEUE REKTOR ÜBER SEINE ZIELE

«Der Selektionsdruck in Zürich wird zunehmen.»

Die Universität Zürich hat gewählt: Der Anglistikprofessor Andreas Fischer wird Nachfolger von Rektor Hans Weder. Im Interview erklärt er, weshalb er gegen eine Studiengebührenerhöhung ist, wie er Zürich zur Spitzenuniversität machen will und warum deutsche Akademiker an der Universität so zahlreich sind.

Von Michael Koller und Lukas Mäder

Im Kantonsrat wurde der Universitätsleitung kürzlich «Misswirtschaft» vorgeworfen. Hat Sie die harsche Kritik über rascht?

Überrascht hat mich einerseits die Heftigkeit der Angriffe, andererseits der Zeitpunkt. Einige der kritisierten Fälle von Entlassungen und Auflösungen der Arbeitsverhältnisse liegen bereits Jahre zurück, sie wurden damals auch von der Presse aufgegriffen. Jetzt werden wegen des Falls in der Vetsuisse-Fakultät alle Fälle zusammengefasst, um den Eindruck zu erwecken, an der Universität herrsche massive Misswirtschaft im Bereich Berufungen. Das ist eine Verkennung der Proportionen. An einer Universität mit rund 450 Professuren und jährlich mehreren Dutzend Berufungen können Fehlentscheide vorkommen wie in jedem anderen Unternehmen auch.

Sie sehen also kein Führungsproblem an der Uni Zürich?
Nein.

Rektor Hans Weder gab zu, dass Leute eingestellt wurden, die nicht hätten berufen werden dürfen. Haben Sie aus den Fehlern in Berufungsverfahren für Ihre kommende Amtszeit Schlüsse gezogen?

Ich kenne die besagten Fälle nicht im Detail. Aber ich werde mir überlegen, ob und wie neben der fachlichen Eignung der Kandidatinnen und Kandidaten auch die charakterliche Eignung geprüft werden kann.

«Wir müssen die Berufungen von Deutschen gut im Auge behalten.»

Ihr Vorgänger Weder sagte bei seinem Amtsantritt, er sehe sich in der Rolle eines Moderators. Werden Sie als Rektor ebenfalls Moderator sein?

Die heutige Funktion des Rektors gleicht eher der eines CEO, der führt und der Universität seinen Stempel aufdrückt. Ich werde diese Rolle übernehmen, ohne aber dabei als Diktator aufzutreten. Ich will versuchen, meine eigenen Ziele mit den Ideen, die von unten kommen, in Konsens zu bringen. Bevor die Universität 1999 die Teilautonomie erhielt, war der Rektor «primus inter pares». Er hatte nicht zu entscheiden, wie die Universität aussehen soll. Das ist jetzt anders: Moderator zu sein, reicht heute schlicht nicht mehr.

Eines Ihrer erklärten Ziele ist es, den

Andreas Fischer

Der Universitätsrat wählte am 21. August Andreas Fischer zum Nachfolger des amtierenden Rektors Hans Weder. Fischer wird sein Amt im August 2008 antreten. Gleichzeitig wurde er zum Prorektor Lehre ernannt und übt seit diesem Herbst das Amt des im Februar verstorbenen Ulrich Klöti aus.

Fischer wurde 1947 in Basel geboren. Er studierte in Basel und England Anglistik, Germanistik und Kunstgeschichte. 1975 schloss er sein Studium mit der Doktorpromotion ab, 1981 folgte die Habilitation. 1985 wurde er Ordinarius für Englische Philologie an der Universität Zürich. Er übte an der Universität verschiedene Ämter aus: Unter anderem war er Vorsteher des Englischen Seminars, Mitglied der Projektleitung Studienreformen sowie die letzten zwei Jahre Dekan der Philosophischen Fakultät.

«Brand» Universität Zürich zu stärken. Wie wollen Sie das machen?

Mir ist es primär wichtig, die Wertschätzung des Studiums zu steigern. Die Abgängerinnen und Abgänger unserer Universität sollen stolzer auf ihre Hochschule sein und selbstbewusster in die Welt hinausgehen. Nicht mit irgendeinem Hochschulabschluss, sondern mit einem Abschluss der Universität Zürich. Zudem verspreche ich mir auch einen positiven Rückkopplungseffekt. Ehemalige Studierende werden die Universität als Stimmbürger unterstützen oder ihr als Alumni verbunden bleiben, und so ihrer Hochschule ideell oder finanziell etwas zurückgeben.

Eines Ihrer Anliegen ist die Förderung des Schweizer Nachwuchses. Sind die vielen Deutschen ein Problem?

Ich würde es nicht als Problem bezeichnen, aber es ist eine Sache, die wir gut im Auge behalten müssen. Die Schweiz war immer offen gegenüber Bewerbungen aus dem Ausland. In letzter Zeit haben wir viele Deutsche eingestellt, die häufig einen besseren Leistungsausweis haben. Das hängt damit zusammen, dass die hiesige Nachwuchsförderung in gewissen Gebieten vernachlässigt wurde und deshalb schlicht keine valablen Schweizer Kandidatinnen oder Kandidaten zur Verfügung standen. Ziel ist es hier, dass man die guten Leute mit Forschungskrediten und strukturierten Studiengängen gezielt zum Doktorat führt.

Weiter möchte ich mehr Postdocstellen und Assistenzprofessuren schaffen, damit die Leute nach dem Doktorat eine Chance auf eine Stelle und eine Perspektive haben. Wir müssen unseren eigenen Nachwuchs wettbewerbsfähig machen, damit er im In- und Ausland gute Chancen hat. Aber ich muss hier den Spieß auch umdrehen: Schweizerinnen und Schweizer sind oft zu wenig mobil. Sie müssen bereit sein, an eine ausländische Universität zu wechseln, auch wenn dies mit einer Lohninbusse verbunden ist.

Frauen sind immer noch untervertreten. Wie wollen Sie Frauenförderung betreiben?

Der neue universitätsweite Verhaltenskodex Gender Policy besagt, dass bei der Stellensetzung Frauen mit gleicher Qualifikation vorzuziehen sind. Allerdings ist dies keine verbindliche Weisung, sondern eine Richtlinie. In den letzten Jahren hat der Frauenanteil auf den höheren Ebenen stets zugenommen. Er wird in den nächsten Jahren weiter zunehmen, wenn auch keine exponentiellen Steigerungen zu erwarten sind. Bei Professuren, denke ich, wäre die Teilzeitarbeit mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Am wichtigsten scheint mir persönlich, die Frauen zu ermutigen, trotz Kinderwunsch eine akademische Laufbahn einzuschlagen. Dazu sollte das Angebot für Kinderbetreuung ausgebaut werden.

Durch die Bologna-Reformen müssen die Studierenden intensiver betreut werden. Das braucht Personal und Geld, das Sie nicht haben.

Bei der Finanzierung müssen wir an drei Orten ansetzen. Erstens muss sich die Universität als politische Akteurin dafür einsetzen, dass sie Mittel von Bund und Kantonen im selben oder gar höherem Mass bekommt. Zweitens muss die Ko-



Andreas Fischer: «Ich werde mich dafür einsetzen, dass die Studiengebühren gleich bleiben.» (Bild: D. Werner, unicom Media)

struktur der Universität genau beobachtet, verbessert und das vorhandene Geld so effizient wie möglich eingesetzt werden. Drittens soll verstärkt um Drittmittel geworben werden: beim Nationalfonds, bei Stiftungen, Einzelpersonen oder Unternehmen.

Wie kann bei Drittmitteln die Freiheit der Forschung gewahrt bleiben?

Bei der Auftragsforschung kann weder die Forschung im Detail noch die Forschungsleitung von aussen bestimmt werden. Allerdings finde ich es legitim, dass ein Geldgeber sagt, wofür er das Geld einsetzen will. Beispielsweise wenn eine Stiftung im Bereich AIDS forschen möchte. Für Fälle, bei denen auch ein wirtschaftlicher Nutzen erwartet wird, beispielsweise in der Pharmaforschung, werden im Vorfeld individuelle Verträge ausgearbeitet. Diese legen fest, wem ein aus der Forschung entstehender wirtschaftlicher Nutzen zukommen soll.

Das jetzige Schweizer Stipendienwesen wird von studentischer Seite oft als ungerecht kritisiert. Sind Sie zufrieden damit? Zusammen mit den im internationalen Vergleich niedrigen Studiengebühren – ja. Deshalb werde ich mich im Rahmen des Möglichen persönlich dafür einset-

zen, dass die Studiengebühren gleich bleiben oder nicht unmassig steigen, so dass auch keine Veränderung im Stipendienwesen nötig wird. Das scheint mir gesamtwirtschaftlich sinnvoller als die Studiengebühren stark anzuheben und dafür als Kompensation das Stipendienwesen auszubauen.

Was halten Sie von in diesem Zusammenhang oft vorgeschlagenen Darlehen?

Eine Verschuldung wäre eine schwere Hypothek für Studierende. Zudem bringt der Aufbau einer staatlichen Darlehenskasse einen bürokratischen Aufwand mit sich, der dem Staat unnötige Kosten verursacht.

Wie stehen Sie zu Zulassungsbeschränkungen?

Ich stehe ohne Vorbehalte hinter dem eigenössischen Konsens, dass das Maturazeugnis den freien Zugang zu den Schweizer Hochschulen öffnet, mit Ausnahme der Medizin. Als Rektor muss ich hinter diesem Konsens der Schweizer Rektorenkonferenz CRUS stehen, der für die Bachelor- und für die Masterstufe gilt.

Sie sagen: «muss». Möchten Sie eine Universität, an der nur die besseren Stu-

dierenden den Master machen können?

Nein, ich stehe hinter diesem Konsens. Aber ich spüre auch eine Tendenz hin zu einer stärkeren Auswahl. Die Konkurrenz zwischen den Hochschulen um die besten Leute wird zunehmen, und so werden mit jeder Stufe wie dem Master oder dem Doktorat auch die Qualitätsansprüche höher. Das wird in Zukunft bereits ab Stufe Master beginnen. Das heisst nicht, dass nicht alle den Master machen können. Aber für gewisse Masterlehrgänge werden höhere Anforderungen gestellt, so dass diese den besseren Bachelor-Abgängern vorbehalten sind.

Eine Eliteförderung, also eine zweigeteilte Universität?

Wenn Sie eine Spitzenuniversität haben wollen, müssen Sie die besten Leute anziehen. Dafür müssen wir Programme haben, die auf höhere Anforderungen und Qualität setzen. Hier können Sie durchaus das Wort Elite gebrauchen. Der Selektionsdruck wird zunehmen. Wir wollen Studierenden, die eine akademische Karriere anstreben, die Chance geben, sich höheren Anforderungen zu stellen. Wenn wir schlicht alle Studierenden in alle Programme aufnehmen müssen, werden wir es nie soweit bringen.

IMMOBILIEN

Uni-Turm eröffnet

Er bietet Studierenden Arbeitsplätze mit Fressautomaten, Dozierende ein Gault-Millau-Restaurant und Religiösen die Nähe zum Himmel. Der renovierte Turm der Universität wurde eröffnet. Von Joëlle Zimmerli

Der Umbau des Turms der Universität begann vor zwölf Jahren. Jetzt ist die letzte Etappe beendet, und sowohl Prinzen als auch das Fussvolk erhalten Zu-



Der Turm der Unierstrahl in neuem Glanz: Aussenansicht, Arbeitsraum und Restaurant.

tritt zum Turm. Das Angebot für die Studierenden baut auf den Erfahrungen in anderen Universitätsgebäuden auf.

Die ersten beiden Stockwerke der sieben Etagen gehören den Studierenden.

Direkt darüber lassen sich Dozierende vom Chefkoch verköstigen. Im fünften Stock wird das Sprachenzentrum der Uni/ETH eingerichtet, darüber finden



wer hungrig ist, kann im abgeschlossenen Küchenbereich kochen. Wo der Schlüssel geholt werden muss, ist zur Zeit noch in Abklärung. Für die Kaffeepause wird im November der Relaxraum des ASVZ in Betrieb genommen.

Finanziert wurde der Turmumbau, der 80 Millionen Franken kostete, nicht



(Bilder: Joëlle Zimmerli)

überforderte Studierende im «Raum der Stille» des Pfarramts zu sich. Zuerst wartet das auf Anfrage geöffnete Moserarchiv auf Interessierte.

Es stehen Arbeitsplätze bereit, und

über das Globalbudget der Uni, sondern mit Investitionsmitteln des Kantons. Ein Ausflug in den teuren Turm lohnt sich allemal – alleine schon wegen der schönen Aussicht.

Wollen Sie vorne Tore schieessen oder das Spiel von hinten machen?



Was ist Ihr Ziel?

www.nzzcampus.ch

NZZ campus

TEURES TUCH

Mami verbietet mir, bei H&M einzukaufen

Designer-Kleider aus der Bahnhofstrasse statt Schlapperpulli aus dem Brockenhaus: Wie teuer und geschmackvoll gekleidete Studentinnen und Studenten den Stil der klassischen Eleganz an die Universität Zürich zurückholen.
Von Katja Baigger

Er trägt eine grosse Louis-Vuitton-Tasche am Arm, eine Rolex am Handgelenk und einen goldenen Siegelring am Finger. «Mir ist es wichtig, nicht so auszusehen wie alle anderen. Ich bevorzuge Eigenkreationen», sagt Eric-Olivier. Er ist 24, Student der Jurisprudenz und steht gerade vor Santiago Calatravas Luxus-Bibliothek der Rechtswissenschaftler in Zürich.

Genauso edel wie die Bibliothek ist auch sein Stil: Die Mütze ist von Polo-Sports, das Hemd von Burberry, die Hose von Prada, der Gürtel von Gucci. «Ich gebe zu, das hört sich sehr dekadent an», entschuldigt sich Eric-Olivier und hält sich an seiner Louis-Vuitton-Tasche fest. Gepflegtes Auftreten werde eben in seiner Familie grossgeschrieben. Eric-Olivier besitzt eine Börsenhändler-Lizenz. «Dank der Lizenz kann ich mir Kleider leisten, die zu meinem sportlich-eleganten Stil passen.»

Stilmerkmal «klassisch-elegant»

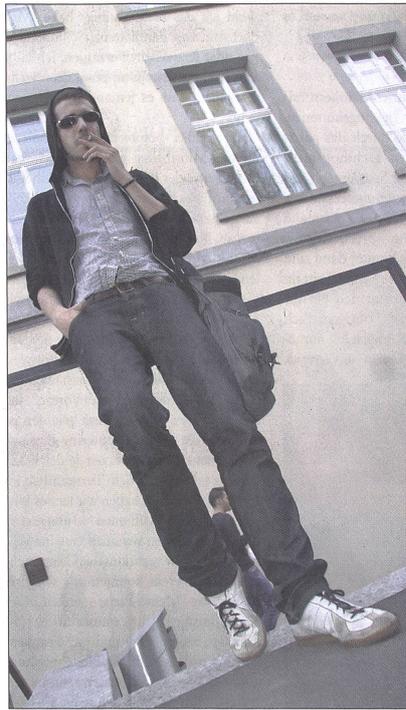
Mit seiner Auffassung von Eleganz ist Eric-Olivier hier in guter Gesellschaft. Auch die Jus-Studentinnen Federica, 25, (Hose: Dolce & Gabbana) und Francesca, 24 (Schal: Burberry, Pullover: Benetton), beide mit Perlohringen und Long-champs-Taschen, wollen «elegant» wirken. Federica und Francesca differenzieren aber: Statt «sportlich-elegant» soll es bei ihnen «klassisch-elegant» sein. Das Lifestyle-Magazin Vanity Fair unter dem Arm, steht Federica in der Eingangshalle und erzählt von ihren Shopping-Touren in Como und Milano, kann sich aber auch für Zürich erwärmen: «Wir werden hier bei Bernies oder Benetton fündig.»

Für Studierende mit weniger grossem Kleiderbudget zeigen die angehenden Juristinnen und Juristen Verständnis. «Jeder soll so rumlaufen, wie er will», sagt Eric-Olivier, räumt aber ein: «Den Sozi-Stil wie beispielsweise der Germanistikstudenten mit Jesus-Sandalen und Secondhandkleidern finde ich katastrophal. Zum Glück ist dieser Look passé.»

Mit Helmut Lang in den Vorlesungssaal Dass der Secondhand-Look vorbei ist, bestätigt Joachim Scharloth, 34, Linguistik-Assistent und Experte für den Zeitgeist von 1968: «Als ich vor drei Jahren zum ersten Mal ans Deutsche Seminar gekommen bin, habe ich wirklich gedacht, ich hätte mich im Institut geirrt. In Mainz und Heidelberg, wo ich in den Neunzigerjahren studiert habe, liefen die Germanistik-Studierenden tatsächlich weniger gestylt herum – auch heute noch, übrigens.»

Ein Augenschein am Deutschen Seminar unterstreicht dies: Auch hier ist der Stil der Studierenden von Eleganz geprägt. Eine von ihnen, in Minirock und Prada-Stiefelchen, kann kaum die Treppe hinuntersteigen. Wo Jus-Student Eric-Olivier Sozi-Gammel vermutet, dominiert der Stil, den er selbst propagiert: Die «sportliche» oder «klassische» Eleganz.

Dass dies einmal anders war, bestätigt Scharloth: «1968 und noch in den Achtzigerjahren war das Kleidungsverhalten auch eine politische Botschaft. Das ist heute nicht mehr so.» Scharloth unterscheidet für diesen Zeitraum grob zwei studentische Kleidungsstile: Einerseits den skeptischen Verweigerungsstil,



Der Kleiderstil dient der Abgrenzung. (Bild: Katja Baigger)

andererseits den hedonistischen Selbstverwirklichungsstil. «Während die Merkmale des ersten Stils Verweigerung von Anzug und Krawatte bei Männern und das Tragen von Hosen bei Frauen bedeuteten, galt der hedonistische Selbstverwirklichungsstil als revolutionär und war für die späteren linken Milieus stilprägend», erklärt Scharloth. Dabei habe

es sich um ein wildes Kombinieren von Accessoires aller möglichen Stilrichtungen bis hin zu selbst hergestellten Kleidungsstücken gehandelt. «Dieser Stil sollte die Individualität und eine kritische Haltung der Träger gegenüber der Kulturindustrie zum Ausdruck bringen.»

Teuer bitte

Hedonistisch ist der Stil immer noch, aber durchaus laufstegtauglich und daher um einiges teurer. Jan, 26, Geschichtsstudent, raucht vor dem Deutschen Seminar. Sein Stil wirkt auf den ersten Blick gammelig. Aber schon die Accessoires verraten bei genauerem Hinsehen den Schick dahinter: Die Sonnenbrille ist von Dior, die Tasche von Miu Miu. Das blaue Trainingsjackchen ist nicht etwa Secondhand, sondern von Yohji Yamamoto, das Hemd darunter von Thomas Engel Hart, die Jeans von Helmut Lang. «Für mich hat das Verständnis von Mode nichts damit zu tun, ob man mit Louis Vuitton rumläuft, sondern, dass man sich in seinem selbst kreierten Stil wohl fühlt. Dennoch macht

es mir Spass, mich auf Designer einzulassen», sagt Jan. Es sei wie ein Spiel, das auch provozieren dürfe.

Dieser Wille, sich von anderen abzuheben, war ab 1968 und bis in die späten Achtzigerjahre grösser, glaubt Scharloth: «Sich im Selbstverwirklichungsstil zu kleiden, bedeutete freilich einen erheblichen Inszenierungsaufwand, der das heutige Modebewusstsein sogar noch übertreffen dürfte.» Heute wollen sich die Studenten zwar von den anderen unterscheiden, laut Scharloth gelingt ihnen das aber häufig nicht. Das zeige sich am Konformismus in Sachen Mode: Man trägt dieselbe Kleidung wie der Pultnachbar im Vorlesungssaal.

Im Corazon Gin Tonic wie Marcello

Wenn sich Studierende noch von anderen effektiv abheben können, dann durch teure Accessoires. Die 25-jährige Tessa, Studentin der Anglistik, isst in der Mensa Pasta für 5.40 Franken. Sie trägt auffallende Ohrhinge und viel Silberschmuck. Die Maxime lautet einmal mehr: sportliche Eleganz. «Ralph Lauren gefällt mir, es darf aber auch H&M sein», sagt sie. Heute trägt Tessa Replay-Jeans und ein Oberteil von Burberry, ihre Tasche ist von Polo-Sports.

Ebenfalls auf Burberry schwört der Philosophie-Student Lawrence, 23, der nachmittags um 15 Uhr in der Corazon-Bar Pause macht: «Meine Stil-Ikone ist Marcello Mastroianni in Fellinis 8 1/2: Schwarzer Anzug, schmale Krawatte, und das Ganze gewürzt mit einer Prise Nonchalance.» Ähnlich kommt auch Lawrence daher: «Ich trage eine Burberry-Hose, dazu ein dunkles Jackett und einen Kaschmir-Pulli, darunter ein T-Shirt von American Apparel.» Sagts, nippt an seinem Gin Tonic und fügt entschuldigend an, weshalb er nicht bei H&M einkauft: «Meine Mami hat es mir verboten.»

MODE-UMFRAGE

Kurzes Retrostil-Kleidchen und Batik-Zipfelpulli

Was trägst du am liebsten? Was gehört aus allen Kleiderschränken verbannt? Und die Jungs und Mädels welcher Studienrichtung haben das beste Styling? Das IQ hat fünf Studierende von Uni und ETH nach ihren Einschätzungen gefragt.

Von Ylva Linn Lillegren (Text und Bilder)



1 2 3 4 5 6

1 Jessica, Publizistik

Ich versuche, meinen Stil trotz Mainstream-Klamotten à la H&M durchzuziehen. Pro Monat gebe ich je nach Saison zwischen 200 und 700 Franken für Kleidung aus. Zur Zeit trage ich am liebsten mein voll geiles kurzes, rotes Retrostil-Kleidchen mit kleinen weißen Punkten. Und dazu meine goldenen flachen Sandalen. Rosarote Hemdchen und Plautauschuhe würde ich niemals anziehen.

2 Cecil, Assistent Nanophysik

Mein Stil ist normal. Pro Monat gebe ich

etwa 20 Franken für Kleider aus. Ich gehe nur einkaufen, wenn ich wirklich muss. Aber dann verbringe ich Stunden damit. Die Architekturstudentinnen legen besonderen Wert auf ihr Äusseres. Aus allen Kleiderschränken verbannen würde ich Schuhe mit zu hohen Absätzen – aus gesundheitlichen Gründen.

3 Vinitha, Umweltingenieurin

Ich mag es einfach und gepflegt. Durchschnittlich kosten mich Kleider pro Monat ungefähr 100 Franken. Mein Lieblingsstück ist ein schwarzer Rock von Mango. Besonders gut gestylt sind Studierende der Architektur. Die Kombina-

tion von weissen Socken und Sandalen sollten aus allen Kleiderschränken verbannt werden.

4 Shu Yu, Wirtschaft

Meinen Kleidungsstil würde ich als einfach bezeichnen. In der Schweiz habe ich bisher noch keine Zeit für einen Einkaufsummel gefunden. In China gebe ich umgerechnet etwa 400 Franken monatlich für Kleider aus, am liebsten für Mäntel. Generell würde ich nichts aus den Kleiderschränken der Welt verbannen. Bei mir habe ich die Minirocke rausgenommen, die würde ich nicht mehr anziehen.

5 Jan, BWL (6. Semester)

Ich kleide mich modisch und teilweise trendy, insgesamt sehr gemischt, manchmal auch etwas alternativ. Pro Monat gebe ich 50 bis 100 Franken für Kleidung aus, für Schuhe und Brillen mehr.

Die Lieblingsstücke sind meine neuen Stiefel von Navyboot, die ich in St. Gallen gefunden habe, und ein türkisfarbener Batik-Zipfelpulli, den ich an einem Goa-Festival in Fehrbelin gekauft habe. Studierende der Medizin und der Wirtschaft sind am besten gestylt. Was ich niemals anziehen würde, ist ein Stretchkleid.

6 Leta, Umweltnaturwissenschaften (3. Semester)

Ich würde meinen Kleidungsstil als sportlich und bequem bezeichnen. Wieviel ich für Kleider ausbebe, kann ich nicht sagen. Ich gehe einmal viel einkaufen, dann wieder lange nichts. Ich finde nicht, dass es Fachrichtungen gibt mit besonders gut angezogenen Studierenden. Aber gewisse Fächer erkennt man an den Kleidern, beispielsweise die Mathematik- und Physikstudenten. Es gibt gewisse Trends, mit denen ich nichts anfangen kann. Die kurzen Bolerojackchen fand ich damals nicht gut.

MENSA-CHEF ALFRED KLÄGER ERZÄHLT

«Ich bin ein klein wenig Psychologe»

Der Chef der Uni-Mensa, Alfred Kläger, erzählt, warum er nach dem Aufstehen Jazz hören muss, wie er der ETH-Konkurrenz 50 Rappen voraus ist und warum er nicht ungestört Ferien auf Kreta machen kann.

Aufgezeichnet von Katja Baigger (Text und Bilder)

«Ich stehe um 6 Uhr auf und genieße eine wunderbare Dusche. Dann trinke ich Kaffee und lese die Zeitung. Dazu höre ich am liebsten Schallplatten – Blues oder Jazz. Das gibt mir Inspiration für den ganzen Tag. Ich wohne mit meiner Frau Ursula in einer schönen Wohnung neben dem Katzenssee. Bei gutem Wetter sieht man den Säntis und sogar bis nach Deutschland. Diesen Blick in die Ferne brauche ich.

«Puff» mit dem Lover
Zwischen 7 und 8 Uhr fahre ich dann mit

meinem Auto von Zürich-Affoltern ans Uni-Zentrum. An der Uni angekommen, mache ich eine Runde durch das ganze Haus, vom Rondell via Lichthof in die Mensen. Auf meinem Spaziergang begrüße ich die Mitarbeiter und erkundige mich nach ihrem Befinden. Wenn jemand einen «Lätsch» macht, spreche ich sie oder ihn darauf an. Es kommt dann zum Beispiel aus, dass die Mitarbeiterin «Puff» mit dem Lover hat. Ich bin für meine Mitarbeitenden da. Übrigens auch für die Studierenden: Kürzlich hat mir jemand sein Lebensproblem anvertraut.

Ein klein wenig Psychologe bin ich, obwohl ich das nicht studiert habe. Man darf mir von Familiären, Schuldenbergen oder Krankheiten erzählen. Ich habe immer ein offenes Ohr, besonders, wenn ich spüre, dass es jemandem nicht gut geht.

Entweder bespreche ich Probleme meiner Mitarbeiter gleich am Morgen mit ihnen, oder ich vereinbare einen Termin am Nachmittag. Ich versuche, Lösungen zu finden und biete Hilfestellungen an. Natürlich bleibt alles bei mir, was erzählt wird. Meine Mitarbeitenden sollen Vertrauen zu mir haben. Das funktioniert bei einer flachen Hierarchie, wie wir sie in der Mensa haben.

Nach dem Rundgang gehe ich ins Büro und erledige Administratives. Nebst den E-Mails interessieren mich vor allem die Umsätze vom Vortag. Ich schaue, wie es in der Mensa gelaufen ist und was die externen Catering-Einsätze eingebracht haben. Derzeit leidet unser Umsatz etwas unter dem Turmbau im Lichthof. Dennoch haben wir letztes Jahr sechseinhalb Millionen umgesetzt. Natürlich machen wir auch Gewinn und haben einen Investitionsfond eingerichtet. Dank diesem konnten wir vor drei Jahren die Mensa-Preise senken. Der Kaffee kostet bei uns immer noch 1.50 Franken, an der ETH sind es 2 Franken. Ich bin stolz auf die stabile Preissituation. Noch nie in den letzten zehn Jahren – am 1. Oktober hatte ich mein 10-Jahr-Jubiläum als Mensa-Chef – mussten wir die Preise erhöhen.

«Wie macht der das bloss, der Kläger?»
Die Chefs von anderen Mensen fragen sich natürlich schon: «Wie macht der das

bloss, der Kläger?» Von der ETH war auch schon Personal hier. Die haben geguckt, wie wir arbeiten. Ich habe aber keinen Kontakt mit dem Mensa-Chef der ETH. Ich muss auch nicht hochgehen und schauen, wie es dort läuft, schliesslich habe ich die ETH-Mensa selber mal geführt, von 1987 bis 1994.

Dalai Lama ass aus Klägers Kochtopf

Die Mensa-Preise konnten wir auch dank des Caterings tief halten, durch Quersubventionierung des Mensa-Geschäfts. Zudem macht das Catering den Arbeitstag für mich und mein Team interessanter. Wir hatten auch schon Caterings in Bern, wo wir 2800 Personen versorgten. Da haben auch 45 Zürcher Studierende mitgeholfen. Letztes Jahr haben wir den Dalai Lama verpflegt. Natürlich habe ich ihm die Hand geschüttelt und ihn gefragt, ob er Fleisch esse. Er isst alles von grossen Tieren wie Kühen – weltliches Fleisch sei das. Promis verpflege ich immer wieder, das kenne ich auch noch von meiner Zeit, als ich das Mövenpick-Restaurant «Palavrio» geführt habe. Nella Martinetti war leider noch nie in der Mensa. Im «Palavrio» kamen immerhin CEOs bei mir essen.

Eigentlich ist für mich jeder Mensagast ein VIP. Viele Studenten kenne ich vom Sehen. Ich arbeite gern mit ihnen zusammen. Darum schöpfe ich täglich zur Mittagszeit in der oberen Mensa Pasta. Dann habe ich Kontakt zu meinen Gästen. Darunter sind stets Studierende von der ETH, was zeigt, dass das Essen bei uns gut ist.

Was Gastfreundlichkeit bedeutet, habe ich in Italien und Spanien gelernt. Ich liebe diese beiden Länder. Wenn du in



Spanien um 14 Uhr in ein Restaurant kommst, dann schickt dich der Wirt nicht raus, sondern er nimmt dich mit in die Küche und zeigt dir, was er noch anzubieten hat.

«Sogar auf Kreta kennt man mich»

Am Nachmittag stehen die Kassenabrechnungen an, es gibt Kaffeepause und Mitarbeitergespräche. Vielleicht wartet noch eine Promotionsfeier oder ein Apéro eines Gastdozenten. Anschliessend finden entweder Caterings statt – dann mache ich mich schick mit Krawatte – oder ich fahre nach Hause. Abends spaziere ich mit dem Hund meiner Tochter im Weinland. Ab und zu trinke ich ein Gläschen und philosophiere ein bisschen mit Freunden. Genauso gern, wie ich mich mit Menschen umbebe, bin ich auch allein. Aber als Mensachef ist das schwierig – ständig wirst du erkannt. Sogar auf Kreta haben mich Studierende erkannt: «Hey schau mal, das ist doch der Mensa-Chef!»



Werbung

KLASSIKER

SACK
seit 1986

Die Zentralstelle macht das Studium mit verschiedenen Shops und Services bequemer. Wir sind in der Uni und rund herum in der Nähe und lassen als Non-Profit-Organisation Studierende von Tiefpreisen profitieren.

ARBEITS-
VERMITTLUNG BÜCHER-
LADEN DRUCKEREI KOPIEREI STUDENTEN-
LADEN STUDENTEN-
KASSE



**Zentralstelle
der Studentenschaft
der Universität Zürich**

www.zentralstelle.unizh.ch

Liz: Der grosse Rausch

Vor der Abgabe die Hölle –
im Nachhinein ein Klacks.
→ Seite 15

DVD: Roadmovies

Unterwegs im Film: ziellos,
aber immerhin mit Freiheitsgefühl.
→ Seite 15

Fritz: Sex mal anders

Evolution in Missionarinnenstellung:
überstülpen statt eindringen.
→ Seite 16

WAS BEKANNTE PERSONEN IN IHRER ABSCHLUSSARBEIT SCHRIEBEN

Bundesrat in der Landwirtschaftszone

Das Studium soll Ausbildung für den späteren Beruf sein. Doch die Tätigkeit vieler bekannter Persönlichkeiten hat heute nichts mehr mit dem Thema ihrer Abschlussarbeiten zu tun. Ein Blick auf die skurrilen Themen der Promis.

Von Lukas Mäder

Für viele Studierende ist die Lizentiatsarbeit eine bedeutende Hürde, die in der Zukunft wartet. Für die meisten Hochschulabsolventen im Berufsalltag hingegen liegen diese Zeiten bereits so weit zurück, dass sie sich kaum an das Thema ihrer Abschlussarbeit mehr erinnern können. Häufig beschäftigen sich Personen mit akademischem Abschluss mit völlig anderen Dingen. Gerade Abgänger der Philosophischen Fakultät treibt es später in andere Bereiche, denn für viele Berufe gibt es keinen eigentlichen Ausbildungsgang. Schliesslich kann man «Stadtpräsident» nicht studieren, wie es Elmar Ledergerber ausdrückt.

Ein Bundesrat voller Juristen

Auch für das Amt als Bundesrat gibt es keinen Studiengang. Doch ein juristisches Studium scheint eine erfolgsversprechende Ausbildung dafür zu sein. Denn heute sitzen im siebenköpfigen Bundesrat fünf Jus-Absolventen, davon drei der Universität Zürich (Blocher, Leuenberger und Leuthard). Eine Lizentiatsarbeit hat keiner von ihnen geschrieben, da der Jus-Abschluss dies nicht verlangt. Einzig Christoph Blocher promovierte 1971, zwei Jahre nach seinem Lizentiat, mit einer Dissertation zum Thema «Die Funktion der Landwirtschaftszone und ihre Vereinbarkeit mit der schweizerischen Eigentumsgarantie». Ebenfalls den Doppeltitel BR Dr. trägt Hans-Rudolf Merz, der 1971 in St. Gallen mit der Arbeit «Finanz- und Verwaltungsvermögen in öffentlich-rechtlicher und wirtschaftlicher Betrachtungsweise» zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert wurde. Einzige Geisteswissenschaftlerin ist Micheline Calmy-Rey, die 1968 in Genf Internationale Beziehungen mit dem Lizentiat abschloss.

Auch wenn bei Politikerinnen und Politikern die akademische Ausbildung in Rechts- und Wirtschaftswissenschaften hoch im Kurs steht, zeigt sich bei den Parteipräsidenten bereits ein gemischteres Bild. Fulvio Pelli von der FDP schloss 1974 in Zürich mit dem Lizentiat sein Jus-Studium ab und promovierte drei Jahre später mit dem Thema «Der Grundsatz der schonenden Rechtsausübung als Schranke der Ermessensfreiheit der Generalversammlung der Aktiengesellschaft». Zu einem geradezu sozialdemokratischen Thema schrieb SP-Präsident Hans-Jürg Fehr 1977 seine Lizentiatsarbeit: «Existenz- und Wachstumsbedingungen der schweizerischen Arbeiterpresse von 1880 bis 1914». Später arbeitete Fehr bei einer Arbeiterzeitung, in deren Verwaltungsrat er noch heute sitzt. Die ETH Zürich stellt zwei Parteipräsidenten. CVP-Präsident Christophe Darbellay diplomierte in Agrarwirtschaft, während Ruth Gerner 1981 mit einer Arbeit über Marker in Johannisbrotmehl das Diplom als Lebensmittelingenieurin machte.



Dass ein sehr spezifisches Studium auch zu ganz anderen Berufen führen kann, zeigt die Theologie. Politiker, Journalist und Rektor sind Karrieremöglichkeiten nach dem Abschluss. PDA-Nationalrat Josef Zisyadis schloss 1979 mit dem Lizentiat in Lausanne ab. Ebenfalls eine weltliche Karriere schlug Werner de Schepper, Chefredaktor beim «Blick», ein. Er studierte in Fribourg katholische Theologie und schloss mit *summa cum laude* ab. Dass er vielleicht bereits damals an eine berufliche Alternative dachte, zeigt sein Nebenfach: Journalistik. Eine klassisch akademische Laufbahn schlug der heutige Rektor Hans Weder ein. Nach seiner Promotion 1977 mit einer Arbeit über die Gleichnisse Jesu, habilitierte er und bekam einen Lehrstuhl an der Theologischen Fakultät in Zürich. 1999 schliesslich wählte ihn der Universitätsrat zum Rektor der Universität Zürich.

«Dienen, kämpfen, beten» am TV Gerade im Journalismus sammeln sich Personen mit den verschiedensten Lizentiats Themen. Wer hätte beispielsweise gedacht, dass sich hinter dem Titel «Dienen, kämpfen, beten: die ersten unverheirateten Schwestern im Dienst der Basler Mission an der Goldküste 1857-1917» die Lizentiatsarbeit von Susanne Wille, Moderatorin bei «10vor10», ver-

birgt, die im Herbst 2001 ihr Geschichtsstudium an der Universität Zürich abschloss. Höchst selten wird Urs Leuthard heute in der «Arena» eine Diskussion über sein Lizentiats Thema leiten können:

Er schrieb 1990 über die «Gleitende Pensionierung: Theorie und Praxis» im Fach Sozialpsychologie. Wie wenig seine heutige Arbeit mit dem Studium zu tun hat, beweist Moderator

Kurt Aeschbacher: Er kann sich nicht mehr an den Titel seiner Abschlussarbeit erinnern. Sicher ist, dass er 1972 in Bern in Nationalökonomie abschloss.

Bereits als Studentin beschäftigte sich die heutige Fernsehredaktorin Ingrid Deltenre mit den Medien. Sie schloss 1989 in Zürich in Psychologie, Publizistik und biologischer Anthropologie ab mit der Arbeit «Mediennutzung und Textverständnis: Eine empirische Studie». Dabei zeigte Deltenre ein Bewusstsein für die Belange der Gleichberechtigung: Sie betonte die weibliche Form, indem sie «eine bewährte Schreibweise» anwendete, nämlich die Schreibung mit grossem I, wie in «SchülerInnen». Werner van Gent, bis vor kurzem SF-Korrespondent für Kleinasien, liess sich beruflich vom Thema seiner Lizentiatsarbeit inspirieren. Er schloss sein Zürcher Soziologie-Studium 1978 mit der Arbeit «Auslandsberichterstattung durch Auslandskorrespondenten: Eine exploratorische Untersuchung über die Weltbilder von Auslandskorrespondenten deutsch-schweizerischer Zeitungen» ab.

Bei andern Journalistinnen und Journalisten fing die Beschäftigung mit der eigenen Branche nicht so früh an. So schrieb Res Strehle, Chefredaktor des «Magazin», 1978 seine Doktorarbeit an der HSG in Volkswirtschaft zu «Stufen sozialwissenschaftlicher Integration» und Esther Girsberger, Redaktorin der «SonntagsZeitung», schloss ihr Jura-Studium in Zürich mit einer Lizentiatsarbeit zum schweizerischen Schuldbeitrags- und Konkursrecht ab.

Politische Themen bei der «NZZ»

Politischer waren die Abschlussarbeiten des jetzigen «NZZ»-Chefredaktors Markus Spillmann sowie seines Vorgänger Hugo Büttler. Büttler schloss 1974 mit einer Doktorarbeit über den italien-

**Hans-Rudolf Merz**

Bundesrat. Geb. 1942. Schloss 1971 an der Hochschule St. Gallen (HSG) als Doktor der Verwaltungswissenschaften (Dr. rer. publ.) ab.

Titel der Dissertation:

«Finanz- und Verwaltungsvermögen in öffentlich-rechtlicher und wirtschaftlicher Betrachtungsweise».

Die Dissertation ist nicht mehr im Buchhandel erhältlich. Sie hatte eine gute Auflage, wurde vor allem von Verwaltungen bestellt und kostete 24.- pro Stück.

Wie kamen Sie auf das Thema?

Durch Institutsleiter Ständerat Dr. Hans Letsch. Es bestand wissenschaftlicher Klärungsbedarf.

Was haben Sie dabei gelernt?

Methodisch-wissenschaftliches Arbeiten, Kenntnisse über Facetten öffentlicher Haushalte.

Hat das Thema der Abschlussarbeiten heute noch einen Bezug zu Ihrer Tätigkeit?

Ja. Neues Rechnungsmodell (NRM), Bilanzierung, Staatsrechnung.

Würden Sie heute nochmals dasselbe studieren?

Ja.

**Elmar Ledergerber**

Stadtpräsident Zürich. Geb. 1944. Schloss 1968 sein erstes Studium Geschichte und Germanistik in Fribourg ab. Studierte anschliessend Wirtschaft an der Universität St. Gallen bis 1971.

Titel der Abschlussarbeit:

Die Engelberger Wirren am Ende des 17. Jahrhunderts waren Inhalt der Lizentiatsarbeit meines Geschichtsstudiums. Meine Dissertation ist unter dem Titel «Wege aus der Energiefalle» erschienen.

Wie kamen Sie auf dieses Thema?

Die siebziger Jahre waren geprägt von den Thesen des «Club of Rome» über die Grenzen des Wachstums, ein Thema, das nach wie vor aktuell ist.

Was haben Sie beim Schreiben gelernt?

Die volle Konzentration auf ein Thema. Das hat meinen Arbeitsstil geprägt.

Hat das Thema heute noch einen Bezug zu Ihrer Tätigkeit?

Die Klimadiskussion zeigt, dass Themen wie rationelle Energienutzung, Einsatz erneuerbarer Energien und Umweltschutz ganz generell nach wie vor aktuell sind und dringender Handlungsbedarf besteht.

Was würden Sie heute studieren, wenn Sie nochmals am Anfang Ihres Studiums stünden?

Stadtpräsident! Nein, im Ernst, Geschichte und Ökonomie haben mir eine wertvolle Basis gegeben. Deshalb würde ich wahrscheinlich wieder in die gleiche Richtung gehen.

schen Antifaschisten Gaetano Salvemini sein Geschichtsstudium ab. Seine spätere Tätigkeit begann aber bereits während des Studiums. Er arbeitete ab 1968 als Journalist für die «NZZ». Spillmann schloss 1994 mit einer Lizentiatsarbeit in Politologie bei Professor Dieter Ruloff ab. Seine «Pilotstudie über die Auswirkungen von internationalen Spannungsherden auf das politische Länderrisiko» trägt den Titel «Die Verwundbarkeit der Staaten: Chancen und Risiken komplexer Interdependenz». Sein Thema ergab sich aus seiner Tätigkeit neben dem Studium. Er arbeitete in der Länderrisikoabteilung einer Schweizer Grossbank.

Interessant ist das Lizentiats Thema von Roger Köppel, Chefredaktor der «Weltwoche». Er schrieb 1994 bei Professor Georg Kohler über «Carl Schmitt und die Wiederverzauberung staatlicher Gewalt» und kam dabei zu interessanten Aussagen über die Komplexität der politischen Wirklichkeit: «Die wahre Natur des Politischen [...] offenbart sich erst in der Präsenz von Mythen [...]. Man kann sich der Wirklichkeit des Mythos nicht entziehen, indem man ihn leugnet.»

Die Lizentiats Themen der Professoren haben meistens noch heute einen Bezug zu ihrer Tätigkeit. Interessanter sind deshalb die Einschätzungen im Vorwort. So schrieb der Geschichtsprofessor Jakob Tanner 1980 in seiner Lizentiatsarbeit über «Die schweizerischen Bundesfinanzen 1938-1953»: «Die ganze Arbeit war allerdings ein ungestetes Nomadisieren und entsprechend fragmentarisch und unsystematisch fielen dann auch die Ergebnisse aus.» Das ist eine Erkenntnis, die für Abschlussarbeiten beinahe allgemein Gültigkeit hat.

Promi-Abschluss

Das iQ wollte wissen, worüber prominente Vertreterinnen und Vertreter aus Politik, Bildung und Medien ihre Abschlussarbeiten verfasst haben. Was waren Ihre Schwierigkeiten? Haben sie was beim Schreiben der Arbeit gelernt? Und würden sie nochmals dasselbe studieren.

Die Fragen stellten Bettina Wille und Lukas Mäder per E-Mail.

VORZEITIGER STUDIENABBRUCH

Lizentiatsarbeit: Weniger ist oft mehr

Das Verfassen der Lizentiatsarbeit treibt so manchen Studierenden Angstperlen auf die Stirn und erweist sich in einigen Fällen als unüberwindbares Hindernis. Das IQ hat Expertinnen und Studienberater gefragt, worauf man achten muss, um beim Liz zum Erfolg zu kommen. Von Ajuni Burk

Wer hat sie noch nie gehört, die Geschichten, die an der Uni die Runden machen: von der Studentin, die nach fünf Jahren ihre Lizarbeit noch immer nicht abgegeben hat. Vom Studenten, der während seines gesamten Studiums mit Topleistungen brillierte, aber an der Lizarbeit scheiterte. Wie verbreitet das Stolpern beim Liz tatsächlich ist, lässt sich allerdings bloss erahnen: Weder von den Instituten noch der Universität selbst werden genaue Zahlen erhoben. Ein Blick auf die Tabellen des Bundesamtes für Statistik (BFS) zur Studienerfolgsquote an den Universitäten in der Schweiz 1994 zeigt einzig, dass insgesamt weniger als 70 Prozent, an der Universität Zürich gar weniger als 60 Prozent der Studierenden ihr Studium beenden. Auf welcher Stufe des Studiums der Austritt erfolgt, wurde bisher nicht systematisch erhoben.

Hochleister besonders gefährdet
Dr. Katrin Wiederkehr von der Psychologischen Beratungsstelle Universität und ETH Zürich ist überzeugt, dass eine Vielzahl von Studierenden in der Lizentiatsphase aufgibt: «Die Leute versickern im System, sie verschwinden sang- und klanglos von der Bildfläche.» Insbesondere bei den PhilI-Studierenden schliesse ein grosser Prozentsatz nicht ab. Dies bestätigen die Zahlen des BFS, wonach die Geistes- und Sozialwissenschaften schweizweit die tiefste Studienerfolgsquote aufweisen. Mögliche Gründe dafür ortet Wiederkehr in den wenig strukturierten Studiengängen und, bei Lizarbeiten mit empirischen Untersuchungen, einer mangelhaften Informationsausbildung.

Generell beinhaltet das Verfassen der Lizentiatsarbeit laut der Psychologin die mitunter schwierige Konfrontation mit der akademischen Identität. «Bei der Lizarbeit ist es unabdingbar, sich zu sagen: «Ich bin Akademiker, ich bin Akademikerin», so Wiederkehr. Zweifel an der eigenen Kompetenz führten zu mangelnder Selbstautorisierung und damit letztlich zur Aufgabe des Studiums. Eva L. Wyss von der Studienberatung des Deutschen Seminars zählt weitere mögliche Schwierigkeiten auf: «Es gibt Schreibprobleme, methodische Probleme mit der Umsetzung von Fragestellungen oder Unklarheiten über den Status der Arbeit.» «Besonders gefährdet sind paradoxerweise die «Hochleister», diejenigen Studierenden also, die im Laufe ihres Studiums mit hervorragenden Arbeiten aufwartet haben und es beim Liz zu gut machen wollen», stellt Wiederkehr fest. Christian Koller, Privatdozent am Historischen Seminar und zuständig für die Studienberatung, schlägt in dieselbe Kerbe: «Beim Schreiben der Lizarbeit sollte man nie vergessen, dass das fertige Werk von maximal drei Leuten gelesen wird. Allzu perfektionistisch darf man nicht herangehen, sonst blockiert man sich selbst.»

«Abgeben statt Aufgeben!»

In den Quoten des BFS zum Studienerfolg wird ebenfalls ersichtlich, dass Frauen häufiger scheitern als Männer. Wiederkehr erklärt diesen Umstand damit, dass «gerade Frauen zu Selbstzwei

hen». Die Psychologische Beratungsstelle versucht Abhilfe zu schaffen, indem sie in unregelmässigen Abständen einen Workshop mit dem Titel «Abgeben statt Aufgeben!» anbietet, der sich explizit an Frauen richtet (siehe Box). Unter anderem soll der Workshop, der eine Vernetzung der Studentinnen ermöglicht, einem weiteren Problem beim Verfassen einer Lizarbeit begegnen, welches Wyss erwähnt: «Häufig geht mit der geisteswissenschaftlichen Forschung eine unfreiwillige Isolation einher.»

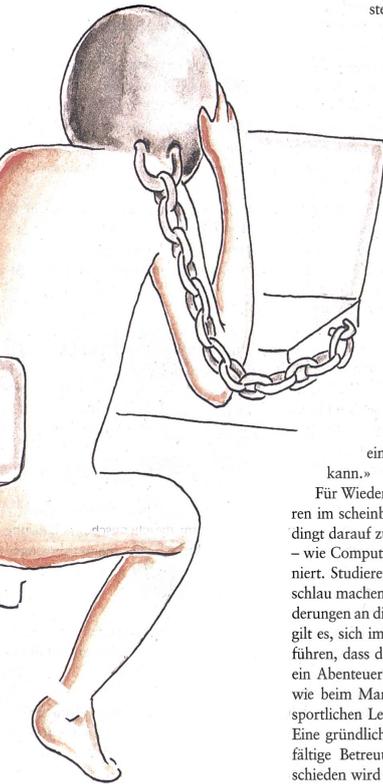
Gute Tipps

Koller rät Studierenden, die vor dem Liz stehen, einen persönlichen Zeitplan aufzustellen und regelmässig den Betreuer oder die Betreuerin aufzusuchen. Wyss gibt den Tipp, «eine Forschungsfragestellung zu wählen, von der die Studierenden fest überzeugt sind. Ausserdem gibt es mittlerweile weltweit Konferenzen für Graduate Students, wo man sich Anregungen holen und ein Netzwerk aufbauen kann.»

Für Wiederkehr lauern grosse Gefahren im scheinbar Banalen: «Es ist unbedingt darauf zu achten, dass die Technik – wie Computer und Drucker – funktioniert. Studierende sollen sich rechtzeitig schlau machen über die formalen Anforderungen an die Arbeit. Und nicht zuletzt gilt es, sich immer wieder vor Augen zu führen, dass das Schreiben der Lizarbeit ein Abenteuer ist, ein Marathon.» Und wie beim Marathon und jeder anderen sportlichen Leistung gilt auch beim Liz: Eine gründliche Vorbereitung und sorgfältige Betreuung sind ein Muss. Entschieden wird das Spiel jedoch im Kopf. Wer zu grosse Erwartungen an sich und seine Arbeit stellt, blockiert sich selbst und erhöht das Risiko des Scheiterns beträchtlich. Eine gesunde Portion Pragmatismus ist unerlässlich.

Bundesamt für Statistik:

www.bfs.admin.ch > Thema: Bildung > Indikatoren: Hochschulen > Universitäre Hochschulen



fel neigen, zu kritisch mit sich selbst sind und in einem intensiven Nahkampf mit ihrem Ideal-Selbst, der zu Ungunsten der Liziantin aus geht, ste-

«Abgeben statt Aufgeben!»

Workshop für Frauen am Lizentiat der Philosophischen Fakultät

Der Workshop thematisiert Ressourcen und Behinderungen beim Studienabschluss. Angesprochen sind Studentinnen der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich in den höheren Semestern, die bereits an der Lizentiatsarbeit sind.

Anmeldungen werden laufend entgegengenommen. Der Workshop ist kostenlos.

Der nächste Workshop findet am 19./20. Januar 2007 statt.

Leitung: Dr. Katrin Wiederkehr
Information: Telefon 044 634 22,
E-Mail: pbs@ad.unizh.ch



Christoph Wehrli

Mitglied des Universitätsrats und Inlandredaktor «NZZ». Geb. 1949. Schloss 1976 an der Universität Zürich Allgemeine Geschichte, Latein und Religionsgeschichte mit dem Lizentiat ab, 1982 Doktorat.

Titel der Dissertation:
«Mittelalterliche Überlieferungen von Dagobert I.»

Wie kamen Sie auf dieses Thema?
Die Anregung kam letztlich vom Doktorvater. Interessiert hat mich besonders das Verhältnis von «realer» Geschichte und Überlieferung. Um den Merowingerkönig Dagobert gibt es Legenden, gefälschte Urkunden und Darstellungen von fraglichem Wahrheitsgehalt.

Hatten Sie Probleme beim Verfassen?
Ja. Ich hatte zum Beispiel kein eigenes Konzept – weder thematisch noch methodisch, verlor mich in alter Literatur und kannte mich in den jeweiligen Kontexten vom 7. Jahrhundert bis ins Spätmittelalter zu wenig aus.

Was haben Sie beim Schreiben gelernt?
Am wichtigsten waren wohl der Umgang mit Resultaten aus Gebieten, von

denen ich an sich nichts verstehe (zum Beispiel Archäologie) und die Erfahrung, wie vielschichtig «Wahrheit» ist. Was wusste man zum Beispiel im 12. Jahrhundert über Dagobert und frühere «Mythen», was konstruierte man weshalb hinzu?

Hat das Thema der Arbeit heute noch einen Bezug zu Ihrer Tätigkeit?
Im Prinzip nein. Aber Mythen und Lügen spielen auch in der heutigen Politik eine wichtige Rolle.

Und die Erinnerung an das langfristige Denken des Mittelalters – oder vielleicht eher das Kontinuitätsbewusstsein – kann im Hinterkopf nichts schaden.

Würden Sie heute nochmals dasselbe studieren?
Statt Latein würde ich beispielsweise Politikwissenschaft oder Staatsrecht wählen. Ideal wäre wohl ein «Handwerk» wie Jus als Grundlage.



Josef Zisyadis

Nationalrat PdA/VD. Geb. 1956. Schloss 1979 in Lausanne sein Theologiestudium mit dem Lizentiat ab.

Titel der Abschlussarbeit:
«Relations chrétiens-marxistes»

Wie kamen Sie auf dieses Thema?
Ich kämpfte mit inneren Konflikten und dem Widerspruch zwischen meinem christlichen Glauben und dem Engagement für eine Partei, welche die Gesellschaft aus marxistischer Sicht betrachtete.

Hatten Sie Schwierigkeiten beim Schreiben?
Ja, ich hatte viele Schwierigkeiten, weshalb ich die Arbeit erst nach 17 Jahren als Pastor und Parteisekretär beendete.

Was haben Sie dabei gelernt?
Ich habe viele Bücher und Zeitschriften kennengelernt und hatte viele persönli-

che Begegnungen. Das Hauptproblem war, dass mir die Zeit zur intensiven wissenschaftlichen Recherche fehlte. Aus der Arbeiterschaft komend musste ich Nachts arbeiten, um die Studiengebühren zu finanzieren.

Hat das Thema der Arbeit noch einen Bezug zu Ihrer heutigen Tätigkeit?
Ja, da ich mit diesem inneren Konflikt lebe und das Thema im Zentrum meines politischen Engagements steht.

Würden Sie heute nochmals dasselbe studieren?
Ich würde nochmals dasselbe tun, aber komplett anders. Ich würde etwas Praxisbezogeneres verfassen, basierend auf einfachen Fragestellungen, die zum Denken anregen.



Hugo Büttler

Ehemaliger Chefredaktor «NZZ» und Leiter Publizistik der «NZZ»-Gruppe. Geb. 1944. Schloss 1974 in Zürich Allgemeine Geschichte, Schweizer Geschichte und Germanistik mit dem Doktorat ab.

Titel der Dissertation:
«Gaetano Salvemini und die italienische Politik vor dem Ersten Weltkrieg»

Was behandelt die Arbeit?
Das Buch über den Historiker, Politiker und Publizisten Gaetano Salvemini behandelt dessen politische Biographie bis zum Kriegseintritt Italiens 1915. Neben seinen gewerkschaftlichen und politischen Tätigkeiten beleuchtet es auch seine Kritik am Libyen-Abenteuer Italiens und das Engagement für den Kriegseintritt Italiens auf Seiten der Westmächte. Das Buch zeigt die linksdemokratische Kritik an der privilegierten Industrie- und Arbeiterschaft aus dem

Norden und an der nationalimperialen Aussenpolitik der «verspäteten Nation» Italien.

Wie kamen Sie auf dieses Thema?
Nach Beschäftigung mit dem italienischen Risorgimento und dem Faschismus schlug mir dies mein Doktorvater vor. Es lag mir daran, mit der Dissertation tiefer in eine weitere andere Sprache und Kultur einzutauchen.

Hatten Sie Probleme beim Schreiben?
Neben der beruflichen Tätigkeit als Journalist war das Schreiben einer grösseren Studie ein Zeitproblem. Für das Thema selber war ich immer motiviert.

Was haben Sie dabei gelernt?
Durch die Forschung in Archiven in Florenz, Rom, Mailand und an der Harvard Universität, wo der Antifaschist Salvemini 1934-1947 als Professor gewirkt hat, habe ich interessante, für mich neue Welten kennen gelernt. Italien wurde mir zu einer Art zweiter Heimat.

Hat das Thema der Abschlussarbeit heute noch einen Bezug zu Ihrer Tätigkeit?

Mit Italien und mit seinen politischen Verhaltensweisen habe ich mich auch im Beruf immer wieder auseinandergesetzt. Gründliches Arbeiten und präzises Denken beim Schreiben sind generell gefragt.

Würden Sie heute nochmals dasselbe studieren?
Ich würde, könnte ich noch einmal beginnen, wieder eine ähnliche Vielfalt von Fächern anpacken.

ERFAHRUNGSBERICHT

«Das Liz? Da kam mir der Sommer dazwischen...»

Wenn ich jetzt so zurückblicke, scheint alles nur halb so wild. Eigentlich ein Klacks, das Liz, ein paar Seiten zwischen zwei Buchdeckeln, und im Nachhinein fragt so wieso keiner mehr danach. Heute zumindest seh ich das so. **Von Irène Perrin**

Was sich da vor einem Jahr vor mir auf-türmte und mir einen argen Schatten auf die Frühsommersonne (Baden im See! Biertrinken am Feierabend! In der Sonne liegen und dösen!) warf, war ein Berg, und nicht einfach irgendeiner, sondern DER Berg, DIE LIZARBEIT, ehrfurcht-einflössend und schier unüberwindbar. Und doch musste ich irgendwie dran vor-bei, weil, na ja, nach elf Semestern sties-sen mir die Bemerkungen von Grosstan-ten («Ahhh, immer noch am Studie-ren?») und früheren Mitschülerinnen («Ich bin schon fast fertig mit der Diss.» Oder: «Ich verdiene jetzt 130 000 im Jahr») doch langsam etwas sauer auf. Und schliesslich war da ja auch ein Ehrgeiz: Ich schreib jetzt was Besonderes! Ich zeig jetzt allen, was ich kann! Ich hab zwar elf Semester studiert, aber wartet nur!

Voller Elan mach-te ich mich an die Themenfindung, voller Elan nahm ich am Lizkollo-quium teil, jeden-falls während der ersten Lektionen. Dann verpuffte der Anfangsschwung, und nach wenigen Wochen machte sich erstmals Kater-stimmung breit: Was will ich eigent-lich? Was ist mein The-ma, was meine Frage-stellung? Was ist überhaupt eine gute Fragestellung?

Und dann war sie plötzlich da, die Idee. Alles schien einfach, logisch, glän-zend und erfolgversprechend, schlicht-weg genial. Beschwingt präsentierte ich mein glanzvolles Konzept im Kolloquium. Und wurde in die Pflanze gehauen, gnadenlos. Schicht für Schicht zerpflick-te der Prof mein Gedankenkonstrukt, mein Ideengebilde, mein methodisches Design, so dass am Schluss kaum mehr als ein kümmerliches Gedänkchen übrig blieb, nackt und traurig. Nicht nur mein Konzept, auch ich war am Boden zer-stört. So goldig war meine Idee wohl doch nicht gewesen; offensichtlich war etwas mehr Denkarbeit gefragt.

Ich organisierte mir also ein Käst-chen in der Zentralbibliothek (ZB), be-stellte eine Menge Bücher und machte mich ans Denken. Das dauerte länger, als ich gedacht hatte, weil schliesslich ja, wie gesagt, Frühsommer war. Ich verlegte das Denken und Lesen zuerst von der ZB auf den Balkon, dann an den See, und schliesslich legte ich ganz Pause ein. Bis zur Abgabe des endgültigen Konzeptes

verblieben schliesslich noch ein paar Wo-chen – und die konnte man sehr gut da-mit verbringen, zwar ans Liz zu denken, sich aber nicht wirklich damit zu be-schäftigen.

Irgend-wann stand



darin, für mich selbst

überraschend, doch ein Konzept. Dessen Annahme verlieh mir neue Energie. Jeden Tag um 8.05 sass ich in der ZB und las den ganzen Tag Bücher, Fachzeit-schriften, Papers. Am Anfang war ich diszipliniert: Ich setzte mich nicht an die Internetplätze, ich verzichtete auf die Kaffeepause, und Mittagspause machte ich selten länger als eine Stunde. Am An-fang.

Dann war Hochsommer. Die Kaffee-pausen wurden endlos, die Mensaterrasse zur zweiten Heimat, das Bikini zum ständigen Begleiter, die ZB zum Neben-schauplatz. Das Liz? Ach, das... War das nicht mein letzter Sommer als Studentin, musste ich den nicht geniessen? Ich ge-noss und wartete ab. Die Zeit verstrich. Das Liz blieb liegen. Und zu den lauen Sommerabenden gesellte sich alsbald das schlechte Gewissen.

Ende August kam die Wende, und zwar in Form eines Jobangebots. Auf einen Schlag hatte sich die Zeit, die mir bis zur Lizabgabe im Dezember blieb, um

50 Prozent reduziert. Das wurde knapp. Und obwohl die Zeit nun plötzlich drängte, wollte meine Sommerträgeth-eit einfach nicht verfliegen. Mein Hirn schien eine zähe Masse, ich drehte und wende-te jeden Satz fünf Mal, ich kriegte nichts zu Stande. Langsam breitete sich Panik aus. Zweifel am Konzept paarten sich mit Zweifeln an den eigenen Fähig-keiten. Das schafft ich nie... Tagelan-ges Brüten in der ZB, Krisen- und Lagebesprechungen mit anderen Lizentanden und das immer-gleiche Essen in der Mensa verschlechterten die Stim-mung. Der Sommer ging vorüber, der Herbst kam. Die Moral sank. Wie hatte ich mich nur auf dieses Thema einlassen können?!

Und dann, plötz-lich, ging es doch. Ich schrieb. Ich häm-mernte in die Tastatur meines Laptops, bis meine Hände schmerzten. Am Abend sank ich mit verkram-pften Schultern ins Bett, und das schnarrende «Jagge bit-te a de Garderoobe abgää» des Securitas-Mannes und das Fauchen des ZB-Penners ver-folgt mich in meinen unruhi-geren Träumen. Ich erwachte, fuhr in die ZB, schrieb am Liz, ass in der Mensa, schrieb weiter, ging nach Hause, arbeitete weiter, legte mich schlafen, träumte vom Liz, erwach-te, fuhr in die ZB.

Etwas anderes gab es nicht mehr. Wohlenslang. Zwar wuchs mein Liz nun endlich, zwar vertiefte ich mich ins The-ma und war fasziniert davon, zwar hatte ich Lichtblicke und Momente, in denen auf einmal alles aufging und ich vor Be-geisterung sprühte. Und doch: Der Nah-kampf mit dem Liz, der Nahkampf mit mir selber setzte mir allmählich zu. Ich war schon am Morgen schlecht gelaunt, ich konnte die ZB nicht mehr sehen, ich wurde unfreundlich zu meinen Freun-den.

Dann war endlich Dezember. Und so, wie das Konzept am Anfang des Som-mers plötzlich stand, hatte ich nun auf einmal die letzte Zeile geschrieben. Die Arbeit: fertig! Jedenfalls fast.

In einem rauschähnlichen Zustand machte ich mich an die Schlussformatio-nen und Korrekturen und verzweifelte noch einmal fast. Die Silbentrennung war die Hölle, das Ausdrucken eine Katastrophe, meine Nerven lagen blank. Und dann lag sie auf einmal da, meine Li-zentiatsarbeit: ausgedruckt, zwei Tage später gebunden, ein paar Seiten zwi-schen zwei Buchdeckeln. Der Berg: abge-tragen, plattgewalzt. Die Arbeit: endlich fertig. Ich: ebenfalls.

Fähigkeit voraus, die Inhalte der eigen-ten These vom Anfang an klar vor Augen zu haben, um eine formal logische Strukturierung der schriftlichen Dar-stellung vorbereiten zu können. Die Übung war äusserst interessant. Ich ha-be sehr viel gelernt.

Hat das Thema der Arbeit heute noch einen Bezug zu Ihrer Tätigkeit? Teilweise schon, was die Grundsätze anbelangt.

Würden Sie heute nochmals dasselbe studieren? Zurück kann man nie. Ich bin mit meiner Wahl immer noch zufrieden. Wäre ich heute zwanzig, würde ich ganz anders entscheiden: wahrscheinlich eine wissenschaftliche Materie, wie Physik.



Ernst Hafen

Präsident der ETH Zürich. Geb. 1956. Machte 1983 am Biozentrum der Universität Basel seine Dissertation in Entwicklungsbiologie.

Titel der Dissertation: «Spatial Distribution of Transcripts from the Antennapedia Locus and other Developmentally Regulated Genes During Drosophila Development».

Wie kamen Sie auf dieses Thema? Das Thema ergab sich während der Arbeit, da ich eine Methode entwickelte, die es erlaubt, Transkripte (Produkte von Genen) in Zellen während der Entwicklung zu lokalisieren.

Hatten Sie Probleme beim Verfassen? Die üblichen: mangelnde Erfahrung im Verfassen von wissenschaftlichen Arbeiten, Schreibstau...

Was haben Sie dabei gelernt? Ein Projekt ist erst abgeschlossen, wenn es in einer präsentierbaren Form vor-

liegt und von andern auch gelesen wird.

Hat das Thema heute noch einen Bezug zu Ihrer Tätigkeit?

Diese Arbeit war der Beginn meiner wissenschaftlichen Laufbahn. Sie hat mir gezeigt, dass man auch als «kleiner Doktorand» wissenschaftliche Ergebnisse produzieren kann, die in der globalen Wissenschaftsgemeinschaft Resonanz auslösen. Es braucht viel harte Arbeit, das Gespür für die interessantesten ungelösten, aber doch lösbarer Probleme, und ein bisschen Glück.

Würden Sie heute nochmals dasselbe studieren?

Ich würde ähnlich studieren, mich jedoch noch vermehrt auf die Grundlagenfächer Chemie, Physik und Mathematik konzentrieren.



Ruth Genner

Nationalrätin und Parteipräsidentin Grüne Schweiz. Geb. 1956. Schloss 1981 an der ETH Zürich als diplomierte Lebensmittel-Ingenieurin ab.

Thema der Diplomarbeit: Es ging um die chemische Aufklärung eines Markers in Johannisbrotmehl (Carubenpulver).

Wie kamen Sie auf das Thema? Damals wurde am Institut für Lebensmittelwissenschaften das Thema durch den Professor zugeleitet.

Ihre Schwierigkeiten beim Verfassen? Es war ein analytisch schwieriges Thema. Am Institut hatten wir nicht alle notwendigen Analyseinstrumente. Während der Schlussphase in einem hochstehenden Industrielabor mit Unterstützung von Fachleuten zu arbeiten, habe ich sehr geschätzt. Dabei habe ich auch einen Einblick in die private Forschung erhalten.

Was haben Sie dabei gelernt? Es war eine eigentliche Forschungsar-

beit. Ich konnte nicht sicher sein, den zu analysierenden Stoff in den vorgegebenen vier Monaten bestimmen zu können. Mit Glück und guter technischer Unterstützung ist das gelungen.

Hat das Thema der Arbeit heute noch einen Bezug zu Ihrer Tätigkeit?

Ich habe nach der Abschlussarbeit nie mehr in dieser Art chemisch-analytisch gearbeitet.

Würden Sie heute nochmals dasselbe studieren?

Ich wollte Lebensmittel-Ingenieurin werden, um bei der «Food and Agriculture Organization» der UNO zu arbeiten und damit gegen den Hunger zu kämpfen. Die Fächer fand ich spannend und die Palette war enorm breit, was mir zusagte. Mit dem heutigen Wissen würde ich vielleicht für den gleichen Zweck eher Ökonomie studieren.



Christoph Mörgeli

Nationalrat SVP/ZH und Titularprofessor der Universität Zürich. Geb. 1960. Schloss 1985 an der Universität Zürich Allgemeine Geschichte, Deutsche Literatur und Politische Wissenschaft ab.

Titel der Lizentiatsarbeit: «Dr. med. Johannes Hegetschweiler (1789-1839). Opfer des «Züriputschs»: Wissenschaftler und Staatsmann zwischen alter und moderner Schweiz.»

Wie sind Sie auf dieses Thema gekommen? Ich erhielt von der Lesegesellschaft Stäfa die Möglichkeit, den Nachlass von Hegetschweiler zu bearbeiten, daraus eine Ausstellung zu gestalten und die Dissertation zu verfassen.

Hatten Sie Schwierigkeiten beim Verfassen der Arbeit? Schwierigkeiten ergaben sich im Wesentlichen nur bei der Identifizierung

von Hegetschweilers Mörder. Dies ist erst einige Jahre später gelungen.

Was haben Sie dabei gelernt? Ich habe gelernt, quellennah und quellenkritisch zu arbeiten.

Hat das Thema heute noch einen Bezug zu Ihrer Tätigkeit?

Durchaus, denn Hegetschweiler hat mich durch seine Tätigkeit als Arzt, Botaniker und Alpenforscher in die Geschichte der Medizin geführt.

Würden Sie heute nochmals dasselbe studieren?

Ich meine ja. Als Alternative könnte ich mir Wirtschaft vorstellen.



Fulvio Pelli

Nationalrat und Parteipräsident FDP Schweiz. Geb. 1951. Schloss 1974 an der Universität Zürich mit dem Lizentiat in Rechtswissenschaften ab, 1977 Doktorat.

Titel der Dissertation: «Der Grundsatz der schonenden Rechtsausübung als Schranke der Ermessensfreiheit der Generalversammlung der Aktiengesellschaft»

Wie sind Sie auf dieses Thema gekommen?

Ich habe das Thema Aktiengesellschaft und den Professor gewählt: PD Dr. Erich Homburger. Er hat mir das Basisthema der Anwendung des Grund-

satzes von Treu und Glauben im Aktienrecht vorgeschlagen.

Hatten Sie Schwierigkeiten beim Verfassen der Arbeit?

Eine Dissertation zu schreiben ist nie einfach, insbesondere, wenn sie in einer Fremdsprache zu verfassen ist. Besondere Schwierigkeiten gab es aber nicht.

Was haben Sie dabei gelernt? Eine Dissertation zu schreiben setzt die

TAKE OFF

Erstsemestrigenfest 2006

READY FOR
TAKE OFF!?



- **Do., 2.11.2006 20 Uhr**
- **Event Dock**
Flughafen Zürich
11 min von Zürich HB / gratis Shuttles zurück
- **DJ Chronos**
- **Live: Schwellheim / Wina & Band**
Various DJ's

ARE YOU READY FOR TAKE OFF!?

- **Erstsemestrigige: 0.-***
- **mit/ohne Legi: 10.-/15.-**
* Einschreibebestätigung & ID vorweisen!

Partner



StudiSurf.ch
Mit einem Klick durchs Studium!



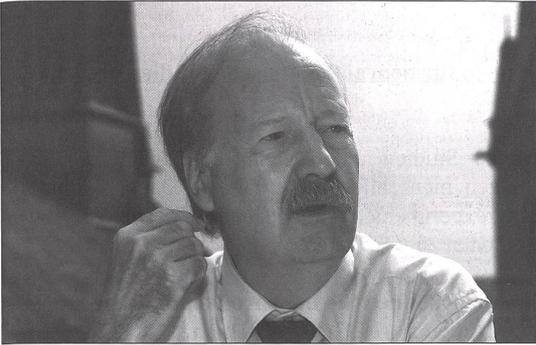
Veranstalter:



✈ **CHECK OUT: www.esf.ethz.ch**

REKTOR WEDER ÜBER DIE GLEICHNISSE JESU

«Wofür schreibe ich denn überhaupt?»



Weder: «Es ist schön, wenn man plötzlich Dinge versteht.» (Bild: Jan Spitz)

Rektor Hans Weder führt als Theologe das Unternehmen Universität. Warum ihm sein Fachgebiet dabei hilft und zu welchem Schluss er in seiner Dissertation kam, erzählt er ihm Interview. Von Bettina Wille

Waren Sie beim Schreiben Ihrer Dissertation auch manchmal verzweifelt? Es kam bei mir nie so weit, dass ich die Arbeit zerreissen wollte. Aber nach einer gewissen Zeit hatte ich das Gefühl, alles

gesagt zu haben. Ich fragte mich: Wofür schreibe ich überhaupt? Das war eine schwierige Erfahrung.

Heisst das, Sie haben Ihre Dissertation

freudlos durchgezogen, weil Sie für die Promotion einfach gemacht werden musste?

Beim Schreiben macht man immer wieder die Erfahrung einer gewissen Einsamkeit. Sie schreiben an einem längeren Text, und Sie sagen sich: Ich bleibe dabei. Das kann mühsam sein. Aber es gibt beim Verfassen einer Dissertation auch viele schöne Momente – wenn man plötzlich Dinge versteht, die man vorher nicht verstanden hat, oder wenn es einem gelungen ist, einen Sachverhalt überzeugend darzustellen.

Sie haben die Theologie zugunsten des Rektorats aufgegeben. Würden Sie dasselbe studieren, wenn Sie nochmals ganz von vorn anfangen könnten?

Ja, ich würde es noch einmal genau gleich machen. Ich verdanke der Theologie sehr viel und habe als Professor die Zusammenarbeit mit den Studierenden geschätzt. Das fehlt mir als Rektor ein bisschen. Nun stehen eher organisatorische Aufgaben im Vordergrund.

Da hilft Ihnen die Theologie?

Meine Aufgabe als Rektor ist es unter anderem, die Idee der Universität im Auge zu behalten. Die Universität ist ein Ort des Dialogs auf allen Stufen, das bedeutet viel Umgang mit Menschen. Ich muss verstehen, was sie bewegt und wie sie denken. Da hilft mir mein Beruf tatsächlich, und diese Arbeit gefällt mir auch.

Sie schrieben Ihre Dissertation über «Die Gleichnisse Jesu als Metaphern». War dieses Thema eine Verlegenheitslösung? Nein. Was man unter der Botschaft Jesu versteht, hat mich schon als junger Student interessiert. Was Jesus in seinen Gleichnissen gesagt hat, das sind verdichtete Geschichten, die nie abschliessend interpretiert werden können.

Warum haben Sie es dann probiert?

Bei einigen wenigen überlieferten Texten hat man das Gefühl, der Person Jesus näher zu kommen. Dazu gehören eben diese Gleichnisse. Sie werfen die Frage auf, weshalb überhaupt jemand bildhaft redet – zumal in einer Zeit, als viele Leute glaubten, alles Bildhafte sei nur unnötige Ausschmückung.

Und das finden Sie nicht?

Jesus wollte wahrscheinlich etwas veranschaulichen. Aber was? Die theologischen Sätze zu den Gleichnissen gingen angeblich verloren. Könnte es aber nicht sein, dass bei den Gleichnissen bewusst auf theologische Klärungen verzichtet wurde?

Und zu welchem Schluss sind Sie gekommen?

Meine Arbeit läuft darauf hinaus, dass es Aussagen gibt, die nur in Metaphern gemacht werden können.

Hans Weder

Rektor Hans Weder, 1946 geboren, studierte von 1966 bis 1972 in Zürich Theologie. Er promovierte 1977 und wurde 1980 in Zürich Ordinarius für neutestamentliche Wissenschaft.

Der Universitätsrat wählte Weder 1999 zum Rektor der Universität Zürich. Seine zweite Amtszeit geht im Sommer 2008 zu Ende. Für die fernere Zukunft hat er verschiedene Pläne.

EINE KURZE GESCHICHTE DES LIZENTIATS

Wie der Doktor zum Liz kam

Früher trug man den Dokortitel. Denn bis in die 50er-Jahre schlossen Zürcher Studierende ihr Studium mit der Promotion ab. Lizientiat und Diplom waren anfangs nicht besonders beliebt. Von Lukas Mäder

Die Jus-Studentinnen und -Studenten hatten Glück, als 1954 über eine neue Promotionsordnung beraten wurde. Das Lizientiat sollte eingeführt werden. In einem Entwurf war noch eine Hausarbeit vorgesehen. Frist: zwei Monate, Thema: vom Fachvertreter vorgegeben. Doch es kam anders – und die Studierenden der Rechtswissenschaftlichen Fakultät profitieren bis heute davon. In der 1956 verabschiedeten Promotionsordnung fehlte die Hausarbeit. Zum *licentiatius iuris utriusque* reichte eine mündliche Prüfung.

Die Juristen – damals noch mit den Ökonomen in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät vereint – versuchten bereits 1939 erstmals das Lizientiat einzuführen. Damals noch ohne Erfolg. Bis in die Fünfzigerjahre wuchsen die Probleme weiter: Die Professoren mussten immer mehr Doktorarbeiten betreuen, die zudem oft keinen Gewinn für die Wissenschaft brachten – also schlecht waren.

Prüfung vor versammelter Fakultät

Ebenfalls auf das Sommersemester 1956 führten die Philosophischen Fakultäten I und II das Lizientiat beziehungsweise für Naturwissenschaftler das Diplom ein. Die neue Lizientiatprüfung der Phil-I-Fakultät unterschied sich vom Doktorat nur durch eine Diplomarbeit anstelle der Dissertation. In dieser Arbeit müsse sich der Kandidat ausweisen «über die Fähigkeit, einen Gegenstand mit wissenschaftlichen Methoden zu behandeln», sagt das Reglement. Die schriftlichen und

mündlichen Prüfungen waren für Lizientiat und Doktorat gleich – und entsprachen ziemlich genau den heutigen Lizientiatprüfungen: eine dreitägige Hausarbeit, eine vierstündige Klausur sowie eine mündliche Prüfung von zweieinhalb Stunden Dauer in den drei gewählten Fächern – «vor versammelter Fakultät». Heute müssen die Studierenden – wohl zu ihrer Erleichterung – nicht mehr vor versammelter Fakultät zur mündlichen Prüfung antreten.

Das neueingeführte Lizientiat fand bei den Studierenden wenig Anklang, denn es war kein obligatorischer Abschluss. Man konnte das Studium entweder neu mit dem Lizientiat oder weiterhin direkt mit dem Doktorat abschliessen. So schlossen in den ersten Jahren nur knapp ein Fünftel aller Absolventen der Philosophischen Fakultät I mit dem Lizientiat ab. Bei den Frauen war der Anteil etwas höher. Noch immer war die Doktorpromotion der Standardabschluss, fehlte dem Lizientiatstitel doch noch jegliches Renommee.

Kein Mitleid mit den Lizientanden

Durch die fehlende Akzeptanz des Titels *lic.* blieb die Zahl der Doktorpromotionen hoch und das Problem für die Universität bestehen. Sie war deshalb darauf bedacht, dass möglichst viele Studierende mit dem Lizientiat abschlossen und keine Dissertation anhängen. In einem internen Papier von 1968 steht, wie Lizientiatabsolventen zu behandeln sind, die sich für die Doktorpromotion bewerben: «[Es] besteht keine Veranlassung,

die Promotion aus Kommissierungsgründen [Mitleid] zu ermöglichen. [...] Kandidaten, die gegen den ausdrücklichen Wunsch des Fachvertreters eine Dissertation ausarbeiten, kann eine über das übliche Mass hinausgehende Unterstützung verweigert werden.» Es könne nicht Aufgabe der Dozenten sein, «an der Entstehung von schlechten Dissertationen mitzuwirken», lautet die Begründung für die abweisende Haltung. Ausserdem könne gegenüber Studenten und Behörden geltend gemacht werden, dass «ein Dozent nicht verpflichtet werden kann, beliebig viele Dissertationsthemen zu finden.» Dies ist wohl als eine Art Ausrede bei Klagen über mangelnde Unterstützung durch die Dozierenden gedacht.

Obligatorium bringt Renommee

Häufig legten Studierende ihre Lizientiatarbeit nur leicht überarbeitet als Dissertation vor. Dies konnten sie ohne Verzögerung tun, da es keine vorgeschriebene Wartezeit zwischen Lizientiat und Doktorat gab.

Ende der Sechzigerjahre befasste sich eine Kommission mit den Problemen der Abschlüsse und setzte sich für ein obligatorisches Lizientiat ein. Auch die Studierenden waren in diesem Gremium vertreten und unterstützten die Forderung. Gleichzeitig stieg die Zahl der Lizientiaten an, da die Einführung des Lizientiat als obligatorischer Erstabschluss absehbar wurde. Das allein reichte aus, um das Renommee des Hochschulabschlusses Lizientiat zu steigern. Bald darauf, 1969, erklärte die Philosophische Fakultät I als erste das Lizientiat zum obligatorischen Abschluss. Die Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät folgte Mitte der Siebzigerjahre.



Joseph Deiss

alt Bundesrat.

Geb. 1946. Volkssch 1973 an der Universität de Fribourg das Studium der Volkswirtschaftslehre mit dem Doktorat ab.

Titel der Dissertation:

«La théorie pure des termes de l'échange international»

Wie kamen Sie auf dieses Thema?

Mich interessierte der internationale Handel schon immer. Darum war die Wahl dieses Themas für meine Dissertation auch sehr naheliegend.

Was haben Sie beim Schreiben gelernt?

Ich habe dabei gelernt, ein umfangrei-

ches Projekt zu Ende zu führen.

Hat das Thema heute noch einen Bezug zu Ihrer Tätigkeit?

Ja. Es gehört zu meiner Arbeit als Bundesrat, unser Land bei internationalen Handelsverhandlungen zu vertreten.

Würden Sie heute nochmals dasselbe studieren?

Ja, ich würde nochmals die gleichen Fächer wählen.



Kurt Aeschbacher

Fernsehmoderator.

Schloss 1972 an der Universität Bern in Volks- und Betriebswirtschaft sowie Soziologie ab.

Titel der Lizarbeit:

Da fragen Sie was... Die Diplomarbeit befasste sich mit volkswirtschaftlichen Faktoren des Tourismus. Aber den genauen Titel kann ich nicht mehr rekonstruieren, was beweist, dass die Arbeit keine Auswirkungen auf meine spätere Tätigkeit hatte.

Ihre Schwierigkeiten beim Verfassen?

Na ja, die obligaten Schwierigkeiten. Ich studierte zu lange am Konzept herum, hab mich in zu viel Literatur gestürzt und musste dann in langen Nächten alles irgendwie verwursten.

Was haben Sie dabei gelernt?

Gelernt habe ich, dass man von Anfang an die Zeit richtig einteilen muss, dass ohne klare Prioritäten kein Resultat entsteht und dass die richtige Systematik das A und O einer guten Arbeit ist.

Würden Sie nochmals dasselbe studieren?

Es bringt nichts, die Vergangenheit ändern zu wollen. Man kann nur seine Entscheidungen für die Zukunft aus den gemachten Erfahrungen klüger treffen. Deshalb arbeite ich auch nicht auf einer Bank, sondern in den Medien.

Werbung

Bücher Brockenhaus

BÜCHER BROCKY

100'000 Bücher und Schallplatten für
1 - 4 Franken

Auch in Aarau, Basel und Reussbühl/Luzern

www.buecher-brocky.ch

Bücher-Brocky
Zürich

Mo 10:30 - 18:30
Di 10:30 - 18:30
Mi 10:30 - 18:30
Do 10:30 - 20:00
Fr 10:30 - 18:30
Sa 09:00 - 16:00

Bederstrasse 4
(hinter Bhf. ZH-Enge,
Hofweg, Gütenbergstr.)

SAUNA AM SEE

SEEBAD ENGE

1/2 Preis für Schüler und Studierende
von Mo – Fr zwischen 11 und 16 Uhr

GÜLTIG BIS ENDE 2006

Öffnungszeiten

Di – Sa 11.00 – 23.00 Uhr gemischt / Frauen
So 10.00 – 23.00 Uhr nur gemischt
Mo 11.00 – 23.00 Uhr nur Frauen

Tonttu GmbH · Seebad Enge

Mythenquai 9 · 8002 Zürich
Telefon 044-201 38 89
www.seebadenge.ch

Lust, mit Experimenten Geld zu verdienen?

TeilnehmerInnen für neuroökonomische Studien gesucht

Neuroökonomische Studien untersuchen die psychophysiologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens. Dabei kommen neben Computerexperimenten bildgebende Verfahren und Stimulationsmethoden zum Einsatz.

Als Teilnehmer können Sie in neuroökonomischen Studien bares Geld verdienen.

Ein Termin dauert zwischen einer und drei Stunden. Studien finden das ganze Jahr über an der Universität Zürich statt.

Wenn Sie Interesse haben, tragen Sie sich jetzt unverbindlich unter www.expecon.unizh.ch in unsere Datenbank ein. Sie erhalten dann in nächster Zeit telefonisch eine konkrete Anfrage für einen Termin.

Wir freuen uns, Sie bald bei uns begrüssen zu dürfen.

Prof. E. Fehr,
Prof. T. Singer & Prof. M. Kosfeld
Institut für Empirische Wirtschaftsforschung



Studenten
20%
haincut Rabatt

Ihr Coiffure
beim Wirtschaftsgebäude der Uni.

Haute Coiffure
Christoph Spörri

Inh. Bettina Vinzens

Plattenstrasse 14 8032 Zürich
Telefon 044 / 261 23 20
Montag - Freitag 9.00 - 18.30 Uhr
Samstag 9.00 - 14.00 Uhr

cheaplens
Günstige Kontaktlinsen

www.cheaplens.ch

LEISTUNG SEIN LASSEN

Unsere Gesprächs- und Bibelkreise im Wintersemester 2006/07:

Gesprächskreis Jeweils um 19:00h im aki:

„Katholisch und trotzdem okay“ - 08./15./22./29.11./ 06./13./20.12.06

Eine kleine Kateschese für Katholiken und solche, die es nie werden wollen. Anhand des gleichnamigen Buches wollen wir Grundlagen unseres Glaubens diskutieren.

Jeweils um 18.15h im Turmzimmer Uni Hauptgebäude KOL Q 2:

Ökumenischer Bibelkreis 14./28.11./ 12./19.12.06

Anhand biblischer Texte und der eigenen Erfahrung wollen wir dem Thema von Gnade und Berufung nachgehen.

Meditation, Beratung, Vorträge Mehr im neuen aki-Programm, Hirschengraben 86 oder unter www.aki-zh.ch

KLV O
Buchhandlung und Antiquariat
Zähringerstrasse 41/45, Zürich 1

Wissenschaftliche
Buchhandlung
mit Titeln zu den
Uni-Veranstaltungen

Tel. 044 251 42 12
www.klio-buch.ch

Geschichte
Philosophie
Germanistik
Alte Sprachen
Soziologie
Politologie
Ethnologie
Theologie
Publizistik

Casting

International tätige Filmproduktionsfirma
sucht für den Schweizer TV-Thriller
"Liebe & Wahn"

Statisten

im Raum Zürich und Umgebung

Gesucht werden zahlreiche StudentInnen
für diverse Universitätsszenen sowie
Männer und Frauen jeden Alters für
stunden- oder tageweisen Einsatz in der
Zeitspanne vom 15. November 2006 bis
22. Dezember 2006.

Das Casting findet am Mittwoch,
1. November 2006 von 17.00h bis 21.00h
im Restaurant „Weisser Wind“, 2. Stock,
Oberdorfstrasse 20, 8001 Zürich statt.
Im Verhinderungsfall Anmeldung mit Foto
unter: statisten@c-films.ch möglich!

«Ich lasse mir
die Bücher nach
Hause liefern.»

www.studentbooks.ch



Das Lager umfasst über 250'000 Bücher, die zum sofortigen Ausliefern bereit sind. Das heisst für dich: Bis 12 Uhr bestellen und morgen darin lesen.

studentBOOKS.CH

DIE BUCHHANDLUNG FÜR STUDIERENDE

Jetzt nicht vergessen:
Schreibe Ende Semester
deine nicht benötigten
Bücher bei uns aus. Wir
haben die wahrscheinlich
beste Online-Occasions-
plattform integriert, die es
in der Schweiz gibt!

«BERATEN UND VERKAUFT» VON THOMAS LEIF

Von der Uni ins Consulting-Business

Das Buch «Beraten & verkauft» erhärtet den Verdacht, dass gigantisch bezahlte Beratungsfirmen meist Ersatzdienste für ein überfordertes Management und vermehrt auch politische Behörden leisten. Besonders gerne rekrutieren die mächtigen Consulting-Firmen an Hochschulen. Von Sarah Genner

Die Kompetenz von Unternehmensberatern werde masslos überschätzt, schreibt Thomas Leif, Autor des neuen Buchs «beraten & verkauft». McKinsey und Co. beherrschen laut dem deutschen Politikwissenschaftler und bekannten Fernsehmann vor allem eines: die hohe Kunst der Selbstdarstellung bei gleichzeitiger Wahrung einer fast geheimbundartigen Intransparenz.

Die harsche Kritik an skrupellosen Unternehmensberatungsfirmen, für die McKinsey stellvertretend steht, ist weder neu noch besonders originell. Es lässt sich auch nicht abstreiten, dass der Autor auf der Welle der beliebten Beraterschelte mitreitet. Er enthüllt Skandale und verunglimpft Beratungsfirmen teilweise pauschal.

Wenn private Firmen sich überbezahlte Beratung leisten, ist kaum etwas dagegen einzuwenden. Brisant ist jedoch, dass gemäss Leifs Recherchen in Deutschland gut 90 Prozent der oft millionenschweren Beratungsleistungen für politische Behörden vergeben werden, ohne die gesetzliche Vergabeordnung öffentlicher Aufträge zu berücksichtigen. Die Abschottung von der Öffentlichkeit habe dabei System, kritisiert der Autor, was eine Unterwanderung demokratischer Institutionen sei.

Mit ihrem Dresscode und einer anglierten Sprache verkauften Beratungsfirmen einfache Rezepte für komplexe Probleme mittels farbigen PowerPoint-Präsentationen horrend teuer. Der Beratungserfolg ist kaum messbar.

Beliebte Rekrutierung an Hochschulen Aufschlussreich ist der Erfahrungsbericht der Studentin Julia Friedrichs, die sich zu Recherchezwecken dem McKinsey-Selektionsverfahren stellte. Zu Be-



Enthüllungen aus dem Beraterbusiness.

gin überzeugt, niemals ins grosse Beratungsgeschäft einsteigen zu wollen, gerät Julia während der Auswahl «der besten der Besten» zunehmend ins Wanken: Über 100 000 Franken Einstiegsgehalt, Firmenauto, kostenloses Essen und exotische Hotels wären die süsse Alternative zum Arbeitsamt nach Studienabschluss. Auch den gnadenlos unmenschlichen Beratern ihrer Vorstellung ist sie bei McKinsey nicht begegnet, sondern netten und intelligenten Menschen. Als sie den verlockenden Vertrag in Händen hält, versteht Julia kaum, warum gerade sie fortan zur McKinsey-«Elite» zählen soll. Erstaunlich, dass ihr Experiment trotz aufwändigem Rekrutierungsverfahren mit Psychotests nicht aufgefliegen ist. Schweren Herzens lässt Julia McKinsey wissen, dass sie den Vertrag nicht unterschreiben werde.

Unerfahrene Hochschulabsolventen werden von Beratungsfirmen besonders gerne rekrutiert, beschreibt Leif. Die

«Impprägierung der Persönlichkeit» geschehe dann am effektivsten. In einem modernen Ausbeutungssystem absolvieren junge Consultants, immerhin hochbezahlt, 14 Stunden-Tage, und brennen oft aus, während sie Senior Consultants zudienen. Druckmittel ist das «Up or out»-Prinzip: Beförderung oder Firma verlassen.

Das Buch endet mit 10 Thesen, die pointiert formulieren, was man bereits ahnte. Eine davon bestätigt, dass Beratungsfirmen oft ins Haus geholt werden, «weil man ihre Rücksichtslosigkeit bei den gewünschten Reformen oder Restrukturierungen nutzen» wolle. Thomas Leif zeichnet das Bild hoch bezahlter Südenböcke, auf die sich Verantwortung bequem abschieben lässt.

Thomas Leif, *Beraten und verkauft*. McKinsey & Co. – der grosse Bluff der Unternehmensberater. Bertelsmann Verlag, 2006. 448 Seiten, 35 Franken.

Musik

Bettina Wille

Sommernachts-träume

Man sitze mit flauschigem Pulli in den roten Sonnenuntergang und stelle sich vor, wie der Sommer grell und heiss war. Und wie die Sonnenstrahlen silbrig im Wasser blitzen. Wie die Farben der Tops und T-Shirts frisch und leicht schienen. Wie die Sommerhitze aufregend war, wenn die Musik gespielt hat, und wie sich die Grillabende aneinandergereiht haben.

Inzwischen ist die Sonne untergegangen. Die Sterne funkeln am Himmel.

The Walkabouts: Trail of Stars (1999) Mit «Straight to the Stars» zünden die Walkabouts um Chris Eckmann und

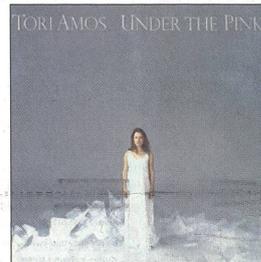
Carla Torgersson das Raumschiff zur Fahrt in die Sterne. Sie stammen aus Seattle, dem Ursprungsort des «Grunge». In verschiedensten Musikdatenbanken sind sie eigentlich unter «Folk» eingeteilt, vereiteln aber mit dem wunderbaren «Trail of Stars», die klare Zuordnung.



Please fasten your seatbelts.

Unbeschwerter Rhythmen und warme, räumliche Klänge aus der Ferne werden getragen von der rauhen Westernstimme Torgerssons. Diese verleiht der Musik Stärke, während vereinzelt Gitarrenklänge Vertrautes, Zuversichtliches in die Songs bringen. Mit der Stim-

me von Eckmann hingegen kommt eine aufregende, schräge Seite von den Walkabouts zum Zug. In «Crime Story» scheint er das Dunkle und Verdeckte heraufzubeschwören und verleiht dem Song zugleich eine gefährliche Erotik, die zum Spiel mit dem Feuer lockt.



Verblässende Gedankenstriche.

Tori Amos: Under the pink (1994) Auf «Under the pink» sticht vor allem die klare, natürliche Stimme von Tori Amos heraus. Sie unterstützt ihre Stimme durch ihr Klavierspiel. Mal erinnert es sanft und verspielt an wunderbare Sommernachmittage, manchmal spielt sie es

spitzig und schrill, so dass man beim Zuhören Gänsehaut kriegt.

Die Texte mögen gewöhnungsbedürftig sein. Sie deuten eher Gedankenstriche an als eine zusammenhängende Geschichte. Als ob sie mit der Klarheit ihrer Stimme bereits verblasste Erinnerungen wieder in die Gegenwart zurückholte. So sind auch die Lieder nicht auf den ersten Klick eingängig und zum Mitsummen. Vielmehr wird man mit verspielten, lebendigen Melodien belohnt, ab und zu mit einem Schuss trashigem Rhythmus aufgepeppt.

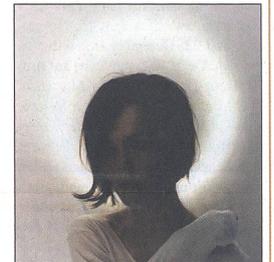
Auf dem Album befindet sich auch ihr bislang bekanntester Hit «Cornflake Girl».

Stina Nordenstam: This is Stina Nordenstam (2001)

Auch bei Stina Nordenstam ist das Markenzeichen ihre Stimme. Dieses «Kleinmädchengesänge» mag manchen auf die Nerven gehen. Genauso kann man aber der kindlichen Stimme Positives abgewinnen. Es ist keine unetete, nervöse Stimme ohne Abrundung zu erwarten. Vielmehr verströmt Stina eine gelassene Ruhe, die den Songs Boden verleiht und an den anarchischen Frieden vom freien

Sonntagmorgen erinnert.

Ein Höhepunkt ist zum Beispiel der Song «Trainsurfing», der mit einer coolen Basslinie und einem rockigem Rhythmus beginnt, der dann in eine breite Klangwelle überfließt. In «Welcome to Happiness» kontrastiert eine



Sonntagmorgen-Engel.

blasse, kratzige Gitarre mit dem elektronischem Bass.

Durch die ganze CD bleibt immer ein träumerischer, vielleicht grungiger Ton unterliegend. Oft scheint es, als ob die Musik und Stinas Stimme ineinander überfließen würden.

DVD

Ylva Linn Liliegren

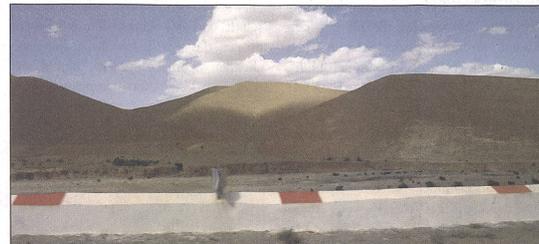
Umbruch, Aufbruch

Das Roadmovie-Genre entstand in den 1960er und 70er Jahren. Fortbewegung bedeutet hier vor allem Freiheit, begleitet vom Versprechen eines besseren Lebens. Man lässt die Vergangenheit hinter sich oder kann es sich wenigstens einreden. Die Ziellosigkeit hält die Reisenden auf der Strasse. Sie kommen an, wenn sie dafür bereit sind.

19 In ruhigen, ausgebleichten Bildern präsentiert Kazushi Watanabe sein Regie-

debüt. Laut eigenen Aussagen basiert die Handlung auf einer wahren Geschichte.

Usami wollte drei jungen Männern nur den Weg zum Park zeigen. Wenig später wird er von seinem Moped in ihr Auto gerammt. Der hilfsbereite Student muss fortan für sie den Fremdenführer



Roadmovies: Der Weg ist das Ziel.

Bild: (n+a magazin/flickr.com)

spielen. Das Grüppchen besucht eine Spielhalle und den Zoo. Usami hat bei der Entführung einen Schuh verloren, also kaufen sie ihm neue. Als das Auto in einem Stau stecken bleibt, steigen sie kurzerhand aus und gehen zu Fuss weiter.

Die Männer vermitteln den Eindruck gelangweilter Rastlosigkeit, und die Wechsel zwischen Gewalt und skurrilem Humor sind schnell und flüssend. In

Laufe des Ausflugs gibt es zwischen dem eingeschüchterten Usami und seinen Entführern Momente der Annäherung, so dass man sich irgendwann fragt, ob es einfach so weitergehen wird. Von Gitarrenmusik begleitet, lassen sie sich treiben, knacken Autos und besuchen Re-

staurants. Bis sie am Strand einen weiteren jungen Mann, Happy, aufgabeln, und Usami in ihm einen Leidensgenossen, vielleicht einen Verbündeten, findet. **19, Regie: Kazushi Watanabe, Japan, 1999/2000.**

Badlands Holly und ihr Vater ziehen von Texas nach Dakota, wo Holly den zehn Jahre

älteren Kit kennenlernt. Sie ist schnell von ihm eingenommen («er sah aus wie James Dean»), und eine geheime Liebschaft der zwei Aussenseiter beginnt. Als Hollis Vater die Beziehung verbietet, wird er nach einem kurzen Streit von Kit erschossen. Nach der Flucht lebt das Pärchen eine Zeitlang wie zwei spielende Kinder in einem Baumhaus. Doch der Sheriff entdeckt ihr Versteck und zwingt sie erneut auf die Strasse.

Auf der Fahrt beobachtet Holly, wie ihr Freund weitere Menschen umbringt, das Töten auch ihr gleichgültig wird, und wie sich ihre Gefühle für ihn verändern. Am Ende hat sie keine Lust mehr, vor der Polizei wegzulaufen, und der enttäuschte Kit muss alleine weiterfahren. Wenn ihm die Flucht gelingt, so die Vereinbarung, treffen sie sich am Neujahrstag 1964 um 12 Uhr mittags am Grand Coulee Dam.

Die Geschichte erzählt Holly rückblickend in ihrem poetisch-teilmahllosen Texaner Singsang. «Badlands» verweist sowohl auf die öden Wüstenlandschaften zwischen Dakota und Montana, deren Weite den Flüchtenden Freiheit und Einsamkeit verspricht, wie auf den leeren emotionalen Zustand der Protagonisten.

Badlands, Regie: Terence Malick, USA, 1973.

Paris, Texas

«Paris, Texas» besticht mit überaus klaren und leuchtenden Bildern. Die texanische Landschaft mit Reklametafeln, Autowracks und bis in den Horizont verlaufenden Strassen wird von Roby Muller, Director of Photography, wundervoll in Szene gesetzt.

Als Travis in seinen zerschissenen Kleidern durch die öde Wüste stolpert, kann man die Hitze fast spüren. Vier Jahre lang galt er als verschollen. Nach seinem Auftauchen wird er von seinem Bruder Walt aufgenommen, dessen Fragen er mit hartnäckigem Schweigen begegnet. Nur im Gehen, scheint es, kann er die Erinnerung an seine Vergangenheit verdrängen. Mit seinem Sohn Hunter, der in der Zwischenzeit bei Walt aufwuchs, macht Travis sich schliesslich auf die Suche nach seiner Frau Jane.

Travis Reise folgt dem Muster des tragischen Helden, der am Ende des Abenteuers seinen Weg wieder alleine fortsetzt. Indem er Hunter und Jane zusammenführt, hat er etwas gutmachen können. Doch für ihn gibt es in der neuen Konstellation keinen Platz. Er ist noch nicht angekommen.

Paris, Texas, Regie: Wim Wenders, Frankreich / BRD, 1984

